

JOURNAL

unabhängig | unerschrocken | kompromisslos

FRANZ WEBER

Januar | Februar | März 2013 | Nr 103 | AZB/P.P. Journal 1820 Montreux 1



**Braucht die Menschheit
den Krieg?**

4

**Im Franz Weber Territory
leben nicht nur Pferde**

12

**Helvetia Nostra
verschafft dem Volks-
willen Respekt!**

9



Zugunsten der Tiere und der Natur



Unsere Arbeit

ist eine Arbeit im Dienste der Allgemeinheit.

Die Tätigkeit der FFW wird durch die Überzeugung motiviert, dass auch die Tiervölker als Teile der Schöpfung ein Anrecht auf Existenz und Entfaltung in einem dafür geeigneten Lebensraum haben, und dass auch das einzelne Tier als empfindendes Wesen einen Wert und eine Würde besitzt, die der Mensch nicht missachten darf. In ihren Schutz- und Rettungskampagnen für unversehrte Landschaften und verfolgte und gequälte Tiere ist die Stiftung unermüdlich bestrebt, immer wieder die Verantwortung des Menschen für die Natur zu wecken und den Tieren und Tiervölkern in der menschlichen Rechtsordnung eine Stellung zu verschaffen, die ihnen Schutz, Recht und Überleben sichert.

Um weiterhin ihre grossen Aufgaben im Dienste von Natur und Tierwelt erfüllen zu können, wird die Stiftung Franz Weber immer auf die Grosszügigkeit hilfsbereiter Menschen zählen müssen. Als politisch unabhängige, weder von Wirtschaftskreisen noch durch staatliche Zuwendungen unterstützte Organisation ist sie auf Spenden, Schenkungen, Legate, usw. angewiesen. Die finanziellen Lasten, die die Stiftung tragen muss, werden nicht leichter sondern immer schwerer – entsprechend dem unaufhaltsam wachsenden Druck auf Tierwelt, Umwelt und Natur.

Steuerbefreiung

Die Fondation Franz Weber ist als gemeinnützige Institution von der Erbschafts- und Schenkungssteuer sowie von den direkten Staats- und Gemeindesteuern befreit. Zuwendungen können in den meisten Schweizer Kantonen vom steuerbaren Einkommen abgezogen werden.



*Wenn alle Stricke reissen, wenn alles
vergeblich scheint, wenn man verzweifeln
möchte über die Zerstörung der Natur und das
Elend der gequälten und verfolgten Tiere,
dann kann man sich immer noch an die
Fondation Franz Weber wenden.*

*Sie hilft oft mit Erfolg auch in scheinbar
hoffnungslosen Fällen ...*

Helfen Sie uns, damit wir weiter helfen können!

Spendenkonto SCHWEIZ: Landolt & Cie., Banquiers, Chemin de Roseneck 6, 1006 Lausanne, PC 10-1260-7

Konto Fondation Franz Weber IBAN CH76 0876 8002 3045 0000 3 oder

Postscheck-Konto No 18-6117-3, Fondation FRANZ WEBER, 1820 Montreux, IBAN CH31 0900 0000 1800 61173

DEUTSCHLAND: Raiffeisenbank Kaisersesch, Postfach, D-56759 Kaisersesch, Konto FFW Nr. 163467, BLZ 570 691 44, BIC GENODED1KAI, IBAN DE41 5706 9144 0000 1634 67

Bitte bevorzugen Sie das E-Banking www.ffw.ch



Editorial

Liebe Leserinnen, liebe Leser

Unsagbare Freude muss der Schöpfer empfunden haben, als er das Pferd erschuf: ein königliches Tier von hoher Schönheit, ausgestattet mit wunderbaren Gaben und Sinnen, und dem Menschen freundlich zugeneigt. Sind wir Bestien, dass wir uns nicht schämen, sogar an dieses hochentwickelte Geschöpf auf infamste Weise Hand anzulegen, um an sein Fleisch heran zu kommen?

„In der Küche haben wir das Paradies verloren“, schrieb Franz Weber an Weihnachten 2011 in seinem Editorial zum Journal FW Nr. 98. Er umriss mit diesem kurzen Wort wohl eine der grössten, wenn nicht die grösste Tragik im menschlichen Dasein überhaupt.

Undeklariertes Pferdefleisch in Fertigprodukten, geleerte Regale in Supermärkten haben es an den Tag gebracht: das Verbrechen, die Schande, die grauenhafte Art und Weise, wie wir uns an den Pferden vergehen, um unsere unstillbare Gier nach Fleisch noch billiger zu befriedigen. Unauslöschlich ins Gedächtnis eingebrannt bleiben die Schreckensbilder unserer Schuld, die der Öffentlichkeit nur deshalb zugemutet wurden, weil der Skandal sich nicht verbergen liess.

Feige und beschämend sind die Stellungnahmen Verantwortlicher, die sich hinter Kontrollen verschanzen, welche andere hätten ausführen sollen und nicht ausführten; unerträglich ihr Beschwichtigen und kaltblütiges Relativieren und ihre absolute Weigerung, irgendetwas zuzugeben, in der offenkundigen Angst, dem „business“ dadurch zu schaden.

Und doch schimmert durch den Schatten des Entsetzens und der Trauer über das Leid der Schlachtpferde vielleicht ein schwacher Silberstreifen: **Abkehr von der Fleischnahrung** – das wird nach dem Erlebten für sehr viele die einzig mögliche Antwort sein.

Judith Weber

Impressum

Herausgeber: Franz Weber für die Fondation Franz Weber und Helvetia Nostra

Chefredaktor: Franz Weber

Redaktion: Judith Weber, Walter Fürspreh, Vera Weber, Arika Lindbergh, Hanspeter Roth, Silvio Baumgartner

Druck: Ringier Print Adligenswil AG

Layout: Claudia Trinkler, Ringier Print Adligenswil AG

Redaktion und Administration: Journal Franz Weber, case postale, CH-1820 Montreux (Schweiz),

e-mail: ffw@ffw.ch, www.ffw.ch, Tel. 021 964 24 24 oder 964 37 37. Fax: 021 964 57 36.

Abonnements: Journal Franz Weber, Abonnements, case postale, 1820 Montreux.

Tel. 021 964 24 24 oder 964 37 37

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck von Fotos oder Texten nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte oder Fotos kann keine Verantwortung übernommen werden.

Natur

Schweizer Wald

>> 25

Tiere

Im Franz Weber Territory läuft alles rund Bericht unseres Managers >> 12

Überall Fortschritte für die Müllpferde Südamerika >> 15

Césars überraschende Genesung >> 16

Estelita: In letzter Minute gerettet >> 17

Die Corrida verliert unaufhaltsam an Boden Stierkämpfe >> 19

Martins grosse Reise zurück in die Freiheit Rettung eines Brüllaffen >> 21

Das Rhätische Grauvieh Alte Haustierrassen >> 24

Heimat

Helvetia Nostra verschafft dem Volkswillen Respekt Zweitwohnungen >> 9

Für eine Wirtschaft zum Nutzen aller Volksinitiative >> 11

JWF Gesellschaft

Wie begegnen wir dem Wachstums-Wahn? >> 7

Leserbriefe >> 23

Der Giessbach-Hoteltester Ein «sehr gut» für den Giessbach >> 27

Vor 50 Jahren in Paris Eine Nacht mit der Pariser Polizei >> 29

Im Fokus

Braucht die Menschheit den Krieg? >> 4

Spendenkonto:

Banque Landolt & CIE, 6, rue du Lion d'Or, CH-1003 Lausanne
oder

Postcheck-Konto No 18-6117-3, Fondation FRANZ WEBER, 1820 Montreux
IBAN CH31 0900 0000 1800 6117 3

Erklärung

In der letzten Ausgabe des Journal Franz Weber ist unter dem Titel „Lebensmittel: Millionen Tonnen für die Tonne“ ein Artikel erschienen, der sich über weite Strecken auf Recherchen und Schilderungen des „Beobachter“ stützte, ohne dass dies kenntlich gemacht wurde. Wir entschuldigen uns für diese Verletzung des Urheberrechts. Der Autor hat als Entschädigung sein Honorar den Organisationen „Schweizer Tafel“ und „Tischlein deck dich“ gespendet, welche Lebensmittel an Bedürftige abgeben“, dies im Hinblick auf den inhaltlichen Zusammenhang zur Stossrichtung des Artikels.

Journal Franz Weber

Braucht die Menschheit den Krieg?



■ Alika Lindbergh

Seit einigen Jahren hört man da und dort und immer häufiger von rechtschaffenen Bürgern die erschreckende Überlegung: „Alle Katastrophen kommen daher, dass auf der Erde viel zu viele Menschen leben! Wir bräuchten wieder einen ordentlichen Krieg!“

Herr, vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie sagen! Hören zu müssen, wie ein solches Desaster als mögliche Lösung für die Probleme der Menschheit angeführt wird, ist für alle, die den Krieg erlebt haben, schlichtweg grauenhaft. Und doch sind es keine Wahnsinnigen, die zu diesem Schluss gelangen, keine Wüstlinge, sondern anständige Normalbürger, die unserer Ohnmacht angesichts des katastrophalen Zustands der Welt des 20. und 21. Jahrhunderts entsetzt gegenüberstehen.

Als vermissten sie die Schrecken des Krieges

Im Übrigen brechen – gleichsam als Antwort auf diese

Verwünschung – auf der ganzen Welt Kriege aus oder stehen kurz vor dem Ausbruch, begleitet von den für sie typischen Gräueltaten. Vor allem jedoch erreicht die Gewalt unsere Städte, ja sogar unsere Dörfer, und dringt selbst bis in unsere Schulen vor, wo mit Messern oder raffinierteren Waffen ausgerüstete Kinder andere Kinder angreifen, Jugendliche junge Mädchen vergewaltigen, die für sie geschaffenen Lehrereinrichtungen zerstören und plündern und diejenigen schlagen oder erstechen, die ihre Arbeit in ihren Dienst gestellt haben: die verängstigten Lehrer. Einige dieser jugendlichen Straftäter verwandeln sich manchmal in irre Mörder, die die Jugendlichen, die noch gestern ihre Kameraden waren, abschlachten, als sei dies ein Computerspiel – „*einfach so!*“, *ohne jeden Grund!*...

Die Gewalt wird banal, als bildeten Frieden und Sicherheit, nach denen sich einst alle Völker sehnten, nicht länger das, was sie jahrhundertlang wa-

ren: die Fundamente des Wohlergehens.

Häufig kann man nicht umhin zu glauben, dass sich immer mehr Menschen so verhalten, als *vermissten* sie die Schrecken des Krieges. Trifft das zu?

Die Frage ist brisanter als je

Natürlich gab es immer Kriegstreiber, gab es immer kriminelle Banden, aber nicht in dem Maß wie heute, nicht als weltweites Phänomen. Heute bilden sie keine traurigen Ausnahmen mehr, sondern sind zu einer chronischen Krankheit geworden, die unsere Gesellschaften zersetzt... Es kann daher gar nicht so sehr überraschen, wenn der Krieg manchmal als probates Mittel gegen die Übel des Lebens angeführt wird.

Allerdings muss ernsthaft bezweifelt werden, dass sich durch einen Krieg die dunklen Kräfte bezwingen ließen, die der überall verstreuten Saat der Gewalt innewohnen. Vielmehr glaube ich, dass diese Kräfte durch die ihnen im

Krieg verliehene scheinbare Legitimation erst recht entfesselt würden. Ich selbst hätte größte Angst davor, eine solche Büchse der Pandora zu öffnen, denn genauso wie ich mir stets der maßlosen Aggressivität des Menschen bewusst war, weiß ich aus eigener Erfahrung, dass diese sich durch einen Krieg bis hin zu den entsetzlichsten Ausschreitungen steigern kann.

Heute, wo die Gewalt trotz allen moralischen, religiösen und „zivilisatorischen“ Neutralisierungsversuchen zu einem immer weiter verbreiteten anarchischen Phänomen ausufert, ist die im Laufe der blutigen Geschichte der Menschheit immer wieder einmal aufgeworfene Frage nach dem den Menschen angeblich innewohnenden „Kriegsdrang“ brisanter denn je.

Wollen wir indes eine Chance haben, den selbstzerstörerischen Prozess umzukehren, der in den Gesellschaften unserer Zeit im Gange ist, müssen wir begreifen, was vor sich geht. Doch leider sind

die Antworten auf diese Fragen höchst unpopulär. Sie sind sogar mit einem regelrechten Tabu belegt. Eine Antwort liefert mit Sicherheit die Bevölkerungsexplosion, die unsere Erde erstickt und allmählich zur Wüste macht, die andere Antwort liegt in der Ablehnung der traditionellen moralischen Werte.

Eine Utopie, die ihresgleichen sucht

Vielleicht erinnern sich unsere Leser daran, dass wir nach einigem Zögern, und dem Wunsch zahlreicher Leser entsprechend, im JFW Nr. 89, Sommer 2009, das heikle Thema der menschlichen Übervölkerung aufgegriffen haben. Da ich dieses Problem dabei ausführlich und nach bestem Wissen und Gewissen behandelt habe, möchte ich hier nicht noch einmal näher darauf eingehen, dass der Hauptgrund für die Umweltkatastrophen, die unseren Planeten heimsuchen, in unserer zügellosen Vermehrung liegt. Es ist aber eine Tatsache, ob es uns gefällt oder nicht.

Stattdessen gilt es einen weniger offensichtlichen aber extrem gefährlichen Grund für die alltägliche Gewalt aufzuzeigen: Es ist die systematische Ablehnung der grundlegenden *moralischen* Gesetze, die vor noch nicht allzu langer Zeit den klugen Tiergesellschaften Struktur gaben, jener Gesetze, die sich dem Individuum aufdrängen, um das Wohl der Gemeinschaft zu sichern, und die so die innere Harmonie der Gesellschaft gewährleisten.

Mir ist bewusst, dass ich mich mit dem Hinweis auf diese Regeln und dem Bedauern über ihre Verpönung gegen eine vermeintlich (da die Debatte nicht tolerierende!) libertäre Mode wende, sowie

gegen das vollkommen absurde Bild eines Individuums, das alle Rechte besitzt, dem aber weder Pflichten auferlegt noch Grenzen gesetzt seien – eine Utopie, die selbst innerhalb der Träume unserer aus den Fugen geratenen Gesellschaft ihresgleichen sucht.

„Verboten verboten!“

Ich wehre mich gegen das einfältige Diktat des sogenannten „politisch Korrekten“, das „im Namen der Freiheit“ einer schweigenden Mehrheit mit gesundem Menschenverstand verbieten will, mit seinen Maximen nicht einverstanden zu sein. Und wer ist sie, diese schweigende Mehrheit, die durch Missbilligung, Verachtung und Beleidigungen zum Schweigen gebracht wird? Das sind Sie, das bin ich, das ist die breite Bevölkerung mit ihrem gesunden Menschenverstand, das ist der Intellektuelle, der es nicht nötig hat, Bewährtes zu zerstören, um zu erneuern, ja, das ist ein ernstzunehmender Teil der Menschheit, der allen Einschüchterungen zum Trotz *nachdenkt* und unfehlbar eines Tages reagieren wird.

Es sind Menschen, die sich ihr eigenes Verständnis der Welt bewahren wollen, Menschen, die in Gänzen keine interessanten Helden sehen und Kriminelle nicht romantisch oder hilfsbedürftig finden.

Menschen, die am Bild einer Gesellschaft festhalten, welche die gute Sitte fordert, anerkennt und belohnt, eine Gesellschaft, die den Ehrenmann würdigt und Familie und Nation für unantastbar hält. Diese schweigende Menge sehnt sich brennend danach, Höflichkeit, Achtung, Rechtschaffenheit, Treue, Seriosität und von Herzen kommenden, unaufdringlichen Altruismus wieder geachtet

zu sehen, jene ethischen Werte also, die das Fundament und Gerüst einer Zivilisation bilden.

Als die Pennäler des Mai 1968 überall den Slogan „Verboten ist verboten“ aushingen und verkündeten, läutete diese Devise das Chaos ein und bildete den Auftakt für die Verwerfung jeglicher Autorität, jeglicher Regel. Sie kündigte das an, was sich heute Bahn bricht: Gewalt, die keine Grenzen kennt, Gewalt, die straffrei bleibt.

Ein Beispiel genügt, um das Problem zusammenzufassen: Kinder, die ihre Lehrer duzen und anschreien, genießen heutzutage Kinderrechte, während die Lehrer keine Rechte mehr haben, da es ihnen untersagt ist, zu strafen. *Verboten ist verboten* ... das bedeutet das Ende der Erziehung. Die soziale Präferenz, die von da an unsere Städte prägt, ist echter moralischer Nihilismus.

Orientierungslos

Diese große Leere, in der angeblich nur Geld glücklich macht (sogar jetzt noch, wo es allmählich ausgeht!), dieses moralische Vakuum, in dem es weder Gott noch Herr gibt, weder Glaube noch Moral, wie unsere Großeltern sagten, lässt die Menschen verzweifeln. Viele von ihnen leben nur noch von Unterstützung, von Schwindel, von Diebstahl, sind moralisch kastriert.

Als Räuber und Beutetier zugleich war die menschliche Spezies von der Natur ursprünglich für ein Leben des Kampfes und der Wachsamkeit konzipiert. Im Zentrum der Gesellschaften, die der Mensch errichtete, stand der Sinn für Verantwortung, der von den lebenswichtigen Bedürfnissen aller geprägt war. Jeder kämpfte für seine Familie, seinen Stamm, seine Nation. Darin bestand seine Ehre.



Krieg ist nach Heraklit „der Vater aller Dinge“.



Krieg zerstört und macht Menschen zu gefühllosen Bestien

■ Fotos: zvg

Heute, da ihm diese Dreh- und Angelpunkte abhanden gekommen sind, die in seiner Erziehung eine immer kleinere Rolle spielen, weiß er nicht mehr, woran er sich halten soll, er ist orientierungslos. Seine Aggressivität, die nicht länger für sein Überleben und das der Seinigen benötigt wird, kehrt sich – im psychoanalytischen Sinne dieses Konzepts – gegen ihn selbst und gegen andere.

Wiederherstellung der grundlegenden Werte

Wollen wir, die Menschen guten Willens, diesem Chaos und dem Verfall der Strukturen ein Ende setzen, so müssen wir für uns und unsere Kinder die grundlegenden moralischen und natürlichen Werte wiederherstellen. Wir dürfen nicht länger Unordnung mit Freiheit verwechseln. Wir müssen wieder Gefallen am Wahren und GUTEN finden, an der Hochachtung der anderen, an Güte – an allem, was einst „große Gefühle“ genannt wurde, die in Wirklichkeit sehr einfach, offenkundig und für alle verständlich sind. Wie die Regel „Was du nicht willst, dass

man dir tu, das füg auch keinem anderen zu“, beruhen sie einfach auf gesundem Menschenverstand. Es liegt eine große Würde darin, sich den Regeln des Lebens zu unterwerfen, die die allgemeine Sicherheit gewährleisten – sie zu befolgen, ist weder beschämend noch demütigend. Dies wird das Erste sein, was wir wieder lernen müssen. Wie der große Staatsmann Edmund Burke einmal sagte: „Das Böse triumphiert allein dadurch, dass gute Menschen nichts unternehmen.“

Vertraue ich der Empörung, die in der diskreten Menge der Rechtschaffenen, der Menschen reinen Herzens, der wirklich freien Menschen glüht, wird sie eines Tages in eine kraftvolle Reaktion zur Wiederherstellung der geschmähten Werte münden, denn diese Werte sind nicht verloren: Sie sind natürlich und das heißt, uns eingeschrieben.

Moral ist wie Liebe

Man mag mir meinen Optimismus vorwerfen, doch ich bin sicher, dass es selbst heutzutage mehr „gute“ Menschen als Wüstlinge und Gau-

ner gibt. Da sie sich ihrer Verantwortung stellen, sind sie diskreter als die laut schreienden Pseudo-Revolutionäre; ich halte es jedoch für unmöglich, dass sie nicht reagieren, um die unverzichtbaren moralischen Regeln wiederherzustellen, die jede – tierische oder menschliche – Gesellschaft strukturieren.

Die Moral ist wie die Liebe:

obwohl sie nicht fassbar, nicht sichtbar und unbeschreiblich ist, wissen wir im Grunde unseres Herzens alle, WAS sie ist.

Setzen wir uns also ein für dieses unfassbare, für die Harmonie der Welt unverzichtbare Etwas: es beruht auf Regeln, die respektiert werden müssen.

Und lasst uns damit beginnen, selbst wieder Gefallen an den grundlegenden Werten zu finden, die von jeher die Größe der Menschheit ausmachten – folgen wir diesen Regeln: Respekt, Anstand, Mäßigkeit, Fleiss, Sorgfalt, Aufopferung, Mut, Selbstlosigkeit, Freude an „gelungenen Werken“, Liebe für alle Lebewesen, Demut, Einfachheit... Ehrenhaftigkeit, Dankbarkeit. Damit können wir diese Werte auch wieder unseren Kindern vermitteln, die die Freude am Schönen und Guten in sich tragen. Die Freude, das Vergnügen daran, Gutes zu tun, existiert: Wecken wir es in uns und bringen wir es auch unseren Kindern bei, so wie unsere Großeltern dies taten. ■



Aber Krieg weckt im Menschen auch typisch menschliche Heldentugenden: Mut, Todesverachtung, Aufopferung.



«Wirtschaftswachstum»

Wie begegnen wir dem Wachstums-Wahn?

Der Gegensatz könnte nicht grösser sein: sieben Bundesräte und 246 gewählte Volksvertreter, die immer noch – ausnahmslos – das Hohelied des «Wirtschaftswachstums» singen. Andererseits die sich immer mehr verbreitende, letztlich zwingende Erkenntnis, dass auf dem endlichen Planeten Erde jedes immerwährende Wachstum theoretisch und real unmöglich ist.

■ **Viktor Rüegg, Alt-Grossstadtrat Luzern**

Deshalb verabschieden sich immer mehr Leute vom Wachstumsglauben und seinem angeblichen Segen. So etwa die Ökonomen Hans Christoph und Mathias Binswanger, die Journalisten Urs P. Gasche und Hanspeter Guggenbühl, die Schriftstellerin Alike Lindbergh im JFW Nr. 97 oder eine wachsende Schar von Anhängern der so-

genannten «Décroissance-Bewegung», die vor allem in Frankreich und in den USA, seit kurzem aber auch in der Schweiz vertreten ist.

Es fällt an sich leicht, nachzuweisen, dass fortwährendes Wachstum in den Kernbereichen Wirtschaft (gekoppelt mit Geld), Verkehr (gekoppelt mit Energie), Bautätigkeit (gekoppelt mit Raumnut-

zung) und Bevölkerung (gekoppelt mit Migration) wegen der Begrenztheit des Erdballs und der Vergänglichkeit des Lebens nicht nur unmöglich, sondern in letzter Konsequenz auch schädlich ist. Die Glücksforschung zeigt jedenfalls auf, dass nicht der Besitzer von drei oder mehr Porsches oder der Superreiche am glücklichsten ist, sondern Leute mit sicherem Durchschnittseinkommen bei sozialer Einbettung in intakter Umgebung.

Wachstum: Wohin? Wozu?

Noch leichter erkennbar ist die Nichtwünschbarkeit des bisher als selbstverständlich empfundenen, unablässigen Wachstums der Bauzonen.

Denn die Nachteile von Bauwachstum (nach aussen, innen und oben) werden in einem dichtbevölkerten und bebauten Land wie der Schweiz immer stärker spürbar: Verlust von Fruchtfolgefläche mit weiterer Einbusse an Selbstversorgungskapazität, gesteigerte Auslandsabhängigkeit, steigender Druck auf verbleibende Erholungsgebiete, Rückgang der Artenvielfalt, Beeinträchtigung von Ortsbildern und einmaligen Landschaften.

Eng mit dem Wirtschafts-, Verkehrs- und Bauwachstum hängt auch das dramatische Bevölkerungswachstum der Schweiz zusammen. Gerade (auch) das jährliche Wachstum um ca. 80'000 Bewohner



Für noch mehr Produktion: Industrieareale verschlingen besonders viel Land

ruft eine Steigerung des Brutto- sozialprodukts sowie weitere Verkehrs- und Wohnraum- nachfrage nach sich, d.h. es belastet den ohnehin vorbe- lasteten Raum Schweiz noch mehr.

«Wachstum» dank Maschinen

Die Einsicht, dass politische Probleme wie Arbeitslosigkeit, Überschuldung der Staaten, Sicherung der Altersvorsorge etc. durch Wirtschaftswachstum eben gerade nicht gelöst, sondern nur hinausgeschoben werden, dass Wirtschaftswachstum oft erst Probleme schafft (Energie- und Raumbedarf, Mehrverkehr, Bevölkerungswachstum, Zerstörung der Umwelt), setzt sachlogisch die Einsicht voraus, dass auch das einzelne Individuum mit seinen Ansprüchen nicht unbegrenzt wachsen darf.

Die Einsicht, dass persönliche und wirtschaftliche Selbstbegrenzung für jedes endliche Lebewesen auf diesem Planeten letztlich existenziell ist, ging beim Menschen durch den technischen «Fortschritt» verloren: Solange der Mensch (analog zu den Tieren) mit seiner eigenen Menschenkraft als Jäger/Sammler/Nomade/Bauer ohne Maschinen wirtschaften musste, war jedes Wirtschaften im Wesentli-

chen an die bei Mensch und Tier vorhandenen Kräfte gebunden und damit zum vorn- herein eng begrenzt. Erst die mit Fremd-Energie betriebenen Maschinen und Verkehrsmittel liessen in wirtschaftlicher und räumlicher Hinsicht ein zuvor ungeahntes «Wachstum» zu, das durch die digitale Technik nochmals verstärkt und beschleunigt worden ist.

Monster-Konzerne

Zuerst musste der Mensch lernen, diese Techniken zu entwickeln und zu beherrschen. Nun muss er lernen, die (bis zu einem bestimmten Mass auch segensreichen) Techniken nur mit Mass einzusetzen. Tut er leider noch nicht – vor allem nicht die Grosskonzerne: Mit dem Aufstieg der haftungsbeschränkten Kapitalgesellschaften sind als Folge der Globalisierung weltweit tätige Monsterkonzerne entstanden, die per se und von ihrer Grösse her über keine «natürliche Selbstbeschränkung» verfügen können.

Und eine solche wird ihnen weder vom auf Erfolg getrimmten Direktorium, noch vom Verwaltungsrat, noch von den renditeversessenen Kapitalgebern noch vom freien Markt vorgegeben. Im Gegenteil: Die Grundidee des Kapitalismus verlangt «ewiges» Umsatz- und Ertrags-



Für noch mehr Konsum: Ungebremste Bauwut auf der grünen Wiese

wachstum – mit den eingangs erwähnten verheerenden Folgen. Was tun?

Ein weiter Weg

Heute sind selbst in den reichsten Ländern der Welt wohl nur wenige Prozent der Einwohner bereit, auf relativ bescheidener Ebene persönlich auf Wachstum zu verzichten. Selbst wenn ihre Zahl anwachsen sollte, fehlt in der hoffnungslos krisenanfälligen Welt-Wirtschaft die soziale Sicherheit, um das Wachstum mit politischen Mehrheitsentscheiden in einzelnen Staaten begrenzen zu können. Ja, es fehlt auf wirtschaftspolitischer Ebene gar an theoretischen Modellen, wie eine Gesellschaft selbstbestimmt und angstfrei ohne Wachstum, dafür entstresst und glücklich in Frie-

den über Generationen hinweg gedeihen kann.

Vorerst wird es also wohl nur innerhalb kleiner Einheiten (Familie, Quartier, Kleingemeinden, soziale Organismen) möglich sein, sich ergänzend zu den ungewissen gesamtgesellschaftlichen «Un-Sicherheiten» (Geld, Versicherungen) gegenseitig so abzusichern, dass auf ein Wachstum mehr oder weniger «beruhigt» verzichtet werden kann. Das wären immerhin erste Schritte, um den die Menschheit und die Erde existenziell gefährdenden Wachstumswahn zu hinterfragen und zu stoppen. Vielleicht führt die Überzeugungskraft derart gelebter Alternativen später zu den nötigen politischen Mehrheiten auf nationaler wie internationaler Ebene. ■



Für noch mehr Wachstum: Kranwald statt Wald

STOP



Danke



Zweitwohnungsinitiative

Helvetia Nostra verschafft dem Volkswillen Respekt

Sonntag, 11. März 2012. Unbändiger Jubel bricht aus. Die Sensation ist vollkommen! Volk und Stände haben Franz Webers Zweitwohnungsinitiative angenommen. Was ist seit dem Abstimmungssieg geschehen? Und wie geht es weiter?

■ **Fabian Dreher**

Vor einem Jahr: Das Resultat für die Initiative «Schluss mit uferlosem Bau von Zweitwohnungen» ist knapp aber unbestreitbar – 28'000 Stimmen beträgt die Differenz zwischen den 50.6 Prozent Ja und den 49.4 Prozent Nein. Das Ständemehr wurde mit beachtlichem Mehr erreicht; 13.5 Kantone haben die Zweitwohnungsinitiative angenommen.

Am 15. März 2012, fünf Tage nach der Abstimmung, tritt Bundesrätin Doris Leuthard vor die Presse. Sie präsentiert erste Leitlinien, die das ihr unterstellte Bundesamt für Raumentwicklung (ARE) entworfen hat und kündigt die Schaffung einer Arbeitsgruppe an, die eine Ausführungsverordnung erarbeiten soll. In einem zweiten Schritt sollen dann Bund und Parlament ein Ausführungsgesetz erstellen, das die Umsetzung der neuen Verfassungsbestimmung regelt.

Was die Zeit bis zum Inkrafttreten einer Verordnung betrifft, so hält Doris Leuthard unmissverständlich fest: «Auf Baugesuche, die nach dem 11. März 2012 eingereicht werden, ist die neue Verfassungsbestimmung über Zweitwohnungen sofort anwendbar. Gibt es Zweifel an der Übereinstimmung mit dem neuen Verfassungsartikel, sind die Baugesuchsverfahren zu sistieren, bis die Ausführungsgesetzgebung in Kraft ist und damit das Gesuch beurteilt werden kann.»

In der Minderheit

Die Fondation Franz Weber und Helvetia Nostra werden gebeten, zwei Vertreter für die Ar-

beitsgruppe des ARE zu ernennen. Franz Weber betraut Rechtsanwalt Pierre Chiffelle und den ehemaligen Leiter des Bundesamtes für Umwelt, Wald und Landschaft (BUWAL), Philippe Roch, mit dieser Aufgabe. Es zeigt sich jedoch schnell, dass die Initianten innerhalb der Arbeitsgruppe in deutlicher Unterzahl vertreten sind. Die überwiegende Mehrheit besteht aus Angestellten der Bundesverwaltung sowie aus dezidierten Gegnern der neuen Verfassungsbestimmung.

Ebenso rasch zeigt sich auch, dass die betroffenen Gemeinden und Kantone nicht daran denken, sich an die Leitlinien des ARE und des Bundesrats zu halten. Die Baugesuche nehmen in den Monaten nach der Abstimmung deutlich zu. Daher beschliesst Helvetia Nostra nach unzähligen Hilferufen aus der Bevölkerung, gegen verfassungswidrige Baugesuche für neue Zweitwohnungen Einsprache zu erheben.

Verordnung voller Schlupflöcher

Nach zähen Verhandlungen in der Arbeitsgruppe setzt der Bundesrat am 22. August 2012 die «Verordnung über Zweitwohnungen» per 1. Januar 2013 in Kraft. Aus Sicht der Initianten respektiert die Verordnung den Volkswillen nur teilweise. So lässt sie in den Bereichen Umnutzung von bestehenden Erstwohnungen, Umnutzungen von Hotels und für den Neubau von bewirtschafteten Ferienwohnungen zu viele Schlupflöcher offen. Diese gilt

es nun im Ausführungsgesetz zu eliminieren.

Nach der Verordnung beauftragt der Bundesrat das ARE mit der Ausarbeitung des Ausführungsgesetzes. Eine neue Arbeitsgruppe wird mit der Aufgabe betraut, bis im Frühjahr 2013 ein Gesetz auszuarbeiten. Die Initianten sind in diesem Gremium mit zwei Mitgliedern vertreten. Erklärtes Ziel des ARE ist es, bis Mitte 2013 ein Gesetz in die Vernehmlassung zu bringen.

Viel Arbeit für das Bundesgericht

Bis Ende 2012 erhebt Helvetia Nostra Einsprache gegen mehr als 2100 verfassungswidrige Baugesuche für neue Zweitwohnungen. Der Kanton Wallis sticht dabei mit über 1300 Gesuchen heraus. In knapp 100 Fällen erweist sich die Einsprache von Helvetia Nostra als nicht gerechtfertigt. In diesen Fällen beweisen die Bauherrschaften, dass es sich um Erstwohnungen handelt. Helvetia Nostra zieht diese Einsprachen anstandslos zurück.

Bis 31. Dezember 2012 und darüber hinaus erteilen Gemeinden in völliger Missachtung der Bundesverfassung über 1500 Baubewilligungen,

gegen die Helvetia Nostra Beschwerde erhebt. Die Verfahren unterscheiden sich je nach Kanton, münden aber jeweils in den Gang vor Bundesgericht. Bereits über 100 Beschwerden hat Helvetia Nostra mittlerweile beim höchsten Schweizer Gerichtshof eingereicht, weitere folgen täglich.

Franz Weber bleibt dran

Der endgültige Bundesgerichtsentscheid wird mit Spannung erwartet. In einem ersten Schritt hat das Bundesgericht den Beschwerden von Helvetia Nostra die aufschiebende Wirkung gewährt und die nach dem 1. Januar 2013 eingereichten Beschwerden sistiert. Daraus lässt sich zwar noch kein Schluss ziehen, wie das Verdikt schlussendlich lauten wird. Doch zumindest betrachtet das Bundesgericht die Beschwerden nicht als chancenlos.

Helvetia Nostra setzt sich weiterhin hartnäckig und mit allen juristischen und politischen Mitteln dafür ein, dass die Verfassungsbestimmung zur Beschränkung des Zweitwohnungsbaus wortgemäss angewendet und somit der Volkswille respektiert wird. ■



Volksinitiative

Für eine Wirtschaft zum Nutzen aller



Die Last der Lastwagenflut. "Wirtschaftsfreiheit" bedeutet, dass viele Güter über Tausende von Kilometern sinnlos herumgekart werden und die Schweiz mit Billigimporten überschwemmt wird, zulasten der ökologischen einheimischen Produktion.

So heisst die **eidgenössische Volksinitiative von Willy Cretegnny**, Westschweizer Weinbauer und vehementer Kämpfer gegen die Exzesse des schrankenlosen Handels, deren **Sammelfrist am 1. Mai abläuft**. *Für den Endspurt zählt jede Unterschrift*

Jedes Land muss im Notfall den Handel einschränken können.

Weltweite Wirtschaftskrise. Euro-Debakel, Nationen vor dem Staatsbankrott. Die aktuellen Herausforderungen: Schuldenkrise, Verarmung des Mittelstandes gekoppelt mit schamloser Abzockerei, das Bauernsterben, der weltweite Pferdefleisch-Skandal u.a. sprechen für sich.

Heute bedeutet Wirtschaftsfreiheit vor allem das Recht, irgendwo unter irgendwelchen Bedingungen hergestellte Produkte überall verkaufen zu können, nicht aber das Recht, die eigenen, höheren Sozial- und Umweltstandards der Produktion gegen solche Konkurrenz zu schützen.

«Die heutigen Regeln des internationalen Handels und der Institutionen von Bretton Woods zerstören Kultur und Zivilisation.» So bringt es Philippe Roch, ehemaliger Direktor des Bundesamtes für Umwelt, auf den Punkt. «Die lokalen Erzeugnisse, die Achtung vor der Umwelt und die soziale Sicherheit müssen Vor-

rang haben. Deshalb muss jedes Land den Handel einschränken können, wenn dieser die Wirtschaft und die Gesundheit, die sozialen Systeme oder die Umwelt – sei es lokal oder global – bedroht.»

Genau das will die Initiative «Für eine Wirtschaft zum Nutzen aller». Denn ohne Schutz und Handlungsspielraum für den Werkplatz Schweiz gibt es keine Entwicklung und damit auch keine zukunftsfähige Politik.

Unsere Real-Wirtschaft steckt in einer grossen Krise

Der heutige grenzenlos "freie Markt" birgt die Gefahr eines totalen Ruins. Der bisherige Schönwetter-Liberalismus soll von einem robusten Allwetter-Wirtschaftssystem abgelöst werden. Auch unsere Nachkommen müssen über ausreichende natürliche Ressourcen verfügen und ein qualitativ hochwertiges wirtschaftliches und soziales Umfeld antreten können.

Die Ziele der Initiative

- Vorwärts zu einer Wirtschaftspolitik, die den Menschen ins Zentrum stellt
- Freie Handlungsspielräume für einen funktionierenden Werkplatz Schweiz
- Die wirtschaftspolitischen Entscheide sind in unserem Land selbst zu treffen
- Es soll sich wieder lohnen, im eigenen Land zu produzieren

Die Verfassungsänderung ermöglicht

- Die Einschränkung der negativen Freihandels-Effekte der Globalisierung durch besseren Schutz vor Dumping-Importen
- Den Erhalt der Inland-Produktion mit ihren hochwertigen Arbeitsplätzen, Ausbildungs-, Umwelt- und Sozialstandards
- Die Sicherung des sozialen Friedens

Jetzt die Initiative unterstützen

Die Zeit drängt! Nutzen wir die Chance zur Neuorientierung! Ende April läuft die Sammelfrist ab. Kontakt zum Bestellen von Unterschriftenbögen in der Deutschschweiz: Claudia Meier, Krugelhof, 6208 Oberkirch, Tel. 041 921 96 50, Email: mecla@bluewin.ch, Internet: www.wirtschaft-zum-nutzen-aller.ch

Australien: Im Franz Weber Territory läuft alles rund

«Alles in Ordnung auf der Station» Diese Worte von Rancher Sam Forwood, der in Australien das Franz Weber Territory verwaltet, sorgen immer wieder für Erleichterung. Seine Berichte zeugen davon, dass das Franz Weber Territory nicht allein Wildpferde-Refugium ist, sondern auch ein Paradies für unzählige einheimische Tierarten.

■ Sam Forwood / Hans Peter Roth

«All is well on the station» – Wenn wir diese Worte lesen im «Station Report» unseres treuen Managers und Ranchers Sam Forwood, dann können wir uns darauf verlassen, dass auch wirklich alles rund läuft auf Bonrook-Franz Weber-Territory. Spannende Aufgaben und harte Herausforderungen bleiben in unserem riesigen Wildpferde-Refugium in Nordaustralien auch so noch genug. Etwa, wenn der Regen ausbleibt und die Pferde sich neben

zahllosen anderen Wildtieren nervös und streitsüchtig um die Tränken und die letzten Wasser haltenden Tümpel scharen. Doch diese Saison – im «Down Under» ist nun Sommer – sorgt früher und reichlicher Regen für üppiges, blühendes Grün. Welch ein Segen auch für die einheimische Fauna!

Tiere – das sind natürlich unsere Schutzbefohlenen, die Wildpferde, die hier, bewahrt vor dem Abschuss, ein unbeschwert freies Leben in der

Wildnis genießen dürfen. Die Natur hat die Pferde hier wundersam in ihre Ordnung eingefügt, sodass wir auf Streifzügen oft nur ihre nahe Präsenz wahrnehmen, ihren aufregenden, arteigenen Geruch, ein Schnauben, oder das Trommeln von Hufen, die sich entfernen. Doch im Franz Weber Territory wohnen natürlich bei weitem nicht nur Pferde allein. Immer wieder enthüllen Forwoods Berichte eine faszinierende Vielfalt an einheimischen Wildtieren, die in dieser sicheren Freistatt leben und sich entfalten.

Wassernattern und Sturmvögel

Früher Regen war ein Glück für die Stuten, von denen manche schon ab September ihre Fohlen zur Welt bringen.

So war der neuen Generation der Tisch von Anfang an reich gedeckt mit überall aufschiesendem, zartem, saftigem Gras. In den vergangenen Jahren hat sich im Reservat ein dynamisches Gleichgewicht eingestellt mit einer stabilen, gesunden Pferdepopulation. Kleine Gruppen von Junghengsten, von älteren Artgenossen ausgestossen, streifen umher und halten sich von den Stammfamilien fern – vorderhand. Zum Glück für den Pferdenachwuchs hört man heute weniger als noch vor drei Jahren das unheilverkündende nächtliche Heulen von Dingos (australische Wildhunde), und streunende Haushunde gibt es keine.

Dafür sind mit der Regenzeit nun die Schlangen aktiv. Sam Forwood begegnete sogar einer Schwarzkopf-Python auf



Schwarzkopf-Python



Männlicher Koel



Weiblicher Koel

der Veranda seines Wohnhauses. Doch das etwa ein Meter lange Jungtier nahm bei seinem Anblick sofort Reissaus, obschon es von Sam nichts zu fürchten hatte. Häufig lassen sich Peitschennattern oder Wassernattern in Bachnähe oder im Garten auf Beute lauernd beobachten. Ein Künder der Regenzeit ist der Australische Koel, eine Art Kuckuck, in Australien auch Sturmvogel genannt, der zu Beginn der Regenzeit mit seinem typischen Balzruf nach Partnern sucht. Auch die Trappen (Buschtruthähne) haben jetzt Balzzeit, und dasselbe treue Trappen-Paar hat sich wie jedes Jahr unweit vom Eingangstor zu den Heimgehegen häuslich niedergelassen. Es ist kein Wunder, dass wir diesen majestätischen, bis zu 1 Meter hohen, und selten gewordenen australischen Laufvogel noch zu den regelmäßigen Bewohnern von Bonrook zählen dürfen, denn er findet in den weiten, unberührten und ungestörten Savannen des Franz Weber Territory genau den Lebensraum, den er für sein Überleben und sein Gedeihen braucht.

Echsen mit Spitzenkragen, Eulenschwalm und fliegende Hunde

Zu Hunderten haben sich mit der nassen Jahreszeit auch wieder die Pfeifenten eingefunden. Besonders gerne halten sie sich bei den Pferdekoppeln auf; Sam Forwood vermutet, dass sie von unzähligen Käfern und anderen Insekten angelockt werden, die wiederum der Pferdemit angelockt hat.

Im offenen Werkschuppen hatte schon die ganze Trockenzeit über zwischen den Dachsparren ein altes, verwittertes Stück Holz gelehnt, von dem Sam sich ein paar

Mal fragte, wie es wohl dort hingekommen sei, und es dann vergass. Wer beschreibt aber seine Überraschung, als das Holz eines Tages plötzlich zu knarren und zu trommeln anfang und unter Bücklingen ein Paar grosse Flügel aufspannte! Dieser stille Bewohner des Werkschuppens ist ein australisches Froschmaul, ein eulenartiger Vogel, jedoch nicht zu verwechseln mit einer Eule, der hier sein bedächtiges Leben führt, ohne sich dabei im Geringsten stören zu lassen, und der mit den Käfern, Faltern und kleinen Reptilien, die er im Schuppen und dessen Umgebung erbeutet, sein reichliches Auskommen findet.

Ebenfalls während der trockenen Monate waren die Bäume im Garten bevölkert von Flughunden, vor allem zur Zeit der Mangoreife. Sam Forwood schätzt die fruchtschlemmenden Gesellen mit den riesigen Flügeln und den Hundeköpfen zwar, ist aber froh, dass sie keine grössere Kolonie bilden, «weil sie durchdringend riechen und namentlich in der Nacht einen schrillen Höllenlärm vollführen können».

Dagegen freut er sich, dass die faszinierenden, kleinen zornigen Männchen gleichenden Kragenechsen sich in ihrem Bestand allmählich wieder erholen, nachdem sie einige Jahre zuvor durch die giftige Aga- oder Riesen-Kröte, ein aus Amerika eingeführter Bio-Invasor, arg dezimiert wurden. Unter der Brücke beim Bach liegen einige Wasserwarane, eine bis zu zwei Meter lange, imposante Echsenart, auf der Lauer und scheinen sich dort wohlzufühlen. «Von den Goannas, einer noch grösseren Waran-Art, die vor dem Einbruch der Kröten jeweils hier in den Garten-Anlagen zu Gast war,



Australische Trappe



Kragenechse



Flughunde



Eulenschwalm

fehlt aber weiter jede Spur; das ist himmeltraurig.»

Winzige Kängurus, gewaltige Stiere

Dafür haben sich die Wallabies (Zwergkängurus) auf dem Bonrook-Gelände in den letzten fünf Jahren kräftig vermehrt und können jetzt überall beobachtet werden, in den frühen Morgenstunden manchmal bis zu 30 Tiere an einer Stelle, vor allem in der Nähe der Pferdekoppeln, wo sie Heu fressen, das die Pferde übrig lassen. Sam Forwood vermutet, dass sie sich auch wegen dieses Futterangebots vermehren, sorgt sich aber nicht darüber: «Sie sind völlig harmlos und verursachen auch in grösserer Zahl keinerlei Probleme.»

Das lässt sich hingegen von den verwilderten Schweinen nicht behaupten. Gegen das Ende der Trockenzeit hin, wenn das Wasser rar wird, verschmutzen sie die Wasserlöcher und Quellen. Deshalb ist der Parkverwalter nicht un-

glücklich, dass die Zahl der verwilderten Schweine im Franz Weber Territory in den letzten Jahren ohne äusseren Grund, offenbar ganz natürlich, laufend abgenommen hat.

Verwilderte Rinder leben ebenfalls auf dem Territory, etwa 40 Stück, in der Südostecke. Im Gegensatz zu den Schweinen verursachen sie aber keine Probleme. Im Gegenteil: sie weiden jene Grasarten ab, welche die Pferde verschmähen und reduzieren durch das Kurzhalten der Vegetation die Gefahr der Ausbreitung von Buschfeuern. «Die Rinder verhalten sich sehr ruhig und entspannt, da sie nie gejagt oder zusammengetrieben wurden; ich sehe sie regelmässig auf meinen Inspektionstouren», schildert Sam Forwood seine Beobachtungen. «Einige der Stiere sind sehr imposant, tragen mächtige Hörner und wiegen bestimmt an die 1000 Kilo.»

Mit Stolz erinnert Sam Forwood zum Schluss noch daran, dass auch sein Sohn Ha-

mish, geboren 1999 auf Bonrook, zu den Bewohnern unseres australischen Paradieses gehört, dass er an Körpergrösse seine Eltern schon

längst überflügelt hat, und dass ihn mit den Pferden und allen wildlebenden Tieren dort eine wunderbare und seltsame Einheit verbindet. ■



Wallaby, das Zwergkänguru

Südamerika

Überall Fortschritte für die Müllpferde



César an der veterinärmedizinischen Fakultät der katholischen Universität Córdoba, wo sein Bruch behandelt wurde.

■ Alejandra García, Buenos Aires

Die traurige Seite Argentiniens hat das Gesicht eines Pferdes. So lässt sich die Situation der Müllpferde im zweitgrössten Land Südamerikas auf den Punkt bringen. Oft hört man selbst nahe am Stadtzentrum in einer modernen Strasse, gesäumt von luxuriösen Gebäuden, plötzlich das Klappern sich nähernder Hufe auf dem Asphalt. Ein Pferd, das einen hochbeladenen Karren mit Altkarton, Altmetall, ausgedienten Haushaltapparaten und anderem Sperrgut hinter sich herzieht. Es ist ein trauriger Anblick. Man sieht nicht nur die grosse Armut der Lenker, sondern auch die oft ausgemergelten, geschlagenen, von Narben übersäten, infizierten

und verletzten Kreaturen, welche die Fuhrkarren ziehen: die Müllpferde. Das sind die Momente, wo mir die Bedeutung der Kampagne «Basta de TaS» in diesem Land immer wieder voll bewusst wird.

70'000 Müllpferde

Nicht alle der schätzungsweise 70'000 für die Müllsammlung in Argentinien eingesetzten Pferde sind in einem so bedauernden Zustand. Doch die Mehrheit leidet unter inhumanen Bedingungen. Das Problem ist so gross, dass eine effektive Lösung unmöglich sofort verwirklicht werden kann. Denn damit eng verbunden ist die soziale Situation tausender Familien, die von dieser Arbeit

leben. Um eine Übersicht zu bekommen, legen Gemeinden und Städte nun Register über die Müllarbeiter und deren Pferde an.

In Córdoba, Argentinien zweitgrösster Stadt, unterstützt die FFW die Umsetzung dieses Registers. Gleichzeitig fördert sie ein Pilotprojekt, bei dem die Pferde einer Gruppe von Müllsammlern (Carreros) durch dreirädrige Lieferwagen ersetzt werden sollen. Die damit verbundene Anordnung ist bereits von der Verkehrs- und Umweltkommission verabschiedet und soll als Nächstes im Gemeinderat von Córdoba zur Abstimmung kommen.

Eine neue Welt

Auch in Corrientes im Nordosten Argentiniens wird mit

Hochdruck an einer Gemeindeverordnung und an einem Provinzgesetz gearbeitet. Bereits haben sich die ersten 90 «Carreros» (Karrenführer) freiwillig für den Ersatz der leidenden Pferde durch dreirädrige Lieferwagen ausgesprochen. Die Staatssekretärin für Sozialentwicklung hat der Stadt Zuschüsse für den Kauf der ersten 50 dreirädrigen Lieferwagen gewährt, so dass der Wechsel noch dieses Jahr beginnen kann.

In verschiedenen Vierteln finanziert die Gemeinde Bildungszentren, in denen die Arbeiter im Rahmen eines nationalen Begegnungsprogramms Lesen und Schreiben lernen (rund 4 Prozent der Bevölkerung Corrientes können weder lesen noch schreiben, darunter besonders zahlrei-

che Carreros) und Verkehrsunterricht erhalten. So eröffnet sich für mehr als hundert Carreros in Corrientes noch in diesem Jahr eine neue Welt. Wichtigster Teil der FFW-Kampagne ist zurzeit die Ausarbeitung eines nationalen Gesetzentwurfs. Von der argentinischen Umweltkommission ist der Text bereits abgesegnet. Nun muss er über verschiedene Kommissionen ins Senatsplenum gelangen. Die Chancen, dass er durchkommt, sind sehr gut, denn es besteht über alle Parteigrenzen hinweg ein breiter Konsens zugunsten eines solchen Gesetzes. Zudem setzt sich in enger Zusammenarbeit mit der FFW auch die staatliche Anwaltskammer von Buenos Aires für eine schnellstmögliche Verabschiedung ein.

Kolumbien handelt schnell

In Kolumbien kommt die Kampagne noch schneller voran. Hier ist die Anzahl der Carreros auch deutlich geringer als in Argentinien, und

das Land verfügt mittlerweile über mehr Finanzen. Schon heute sind die Gemeinden gesetzlich zur Abschaffung der Müllpferdekarren verpflichtet. Beispiel Itagüí: diese Gemeinde hat bereits im Dezember 2012 damit begonnen, Pferde gegen motorisierte Fahrzeuge auszutauschen. Dem folgte die Stadt Manizales, mit einem ergreifenden Umzug der Cartoneiros und ihrer Pferde durch die Stadt. Jedes Pferd trug eine bestickte Decke mit der Inschrift: «Endlich in Rente!». Danach wurden die treuen Tiere von tierliebenden Adoptiv-Familien in Empfang genommen. Einmal monatlich erhalten diese Familien amtlichen Besuch, um den Zustand der Pferde zu überwachen.

Jetzt folgt die Gemeinde Pereira und – noch wichtiger – Bogotá! Die Hauptstadt registriert zurzeit alle Pferde und Kutscher. Schon 2480 Carreros haben sich für das Programm zum Ersatz der Tiere angemeldet. ■



Gut sichtbar das medizinische Hufeisen an Césars linkem Hinterlauf



Césars überraschende Genesung

Sie erinnern sich an César? Richtig, das Fohlen eines Kutschers im argentinischen Córdoba, das in einer Sturmnacht von einem scharfen Blech am linken Hinterlauf schwer verletzt wurde. Es sah nicht gut aus, als wir dank der Unterstützung der Fondation Franz Weber (FFW) das vom Besitzer abgegebene Tier zur tierärztlichen Fakultät der Katholischen Universität von Córdoba brachten. Seit dem Unfall waren schon sieben Tage vergangen.

Das Fohlen, stark abgemagert, die Verletzung entzündet, hätte eine Operation kaum überstanden. Es musste erst zu Kräften kommen, damit ein aufwendiger Eingriff am Splitterbruch vorgenommen werden konnte. Die Infektion klang ab und César gewann Gewicht. Doch dann folgte die schönste Überraschung: der sorgsam eingeschiente Lauf war von alleine gut verheilt, der Knochen schön zusammengewachsen. Röntgenaufnahmen bestätigen: eine Operation erübrigt sich!

Nun ist das lebenslustige Fohlen bereit für die Entlassung, und die Pflegenden werden einen verschmusten, dankbaren Pflegling vermissen. Doch auf den mittlerweile mehr als einjährigen César wartet eine schöne Zukunft. Er wird ins EQUIDAD umziehen, in das Refugium der FFW in San Marcos Sierra für Müllpferde, die nie mehr schwere Altstoffkarren ziehen müssen. Dort kann der junge Hengst seiner aufblühenden Lebensfreude freien Lauf lassen. ■ (red)



Der gut erholte Fuss, ein Jahr nach der Behandlung



César in seiner geräumigen Box an der Uni von Cordoba



Estelita, eine kleine, todkranke Pferdewaise, die der FFW von einem Müllsammler übergeben wurde.

Estelita: In letzter Minute gerettet

Der Anruf ging am 12. Januar bei Alejandra García ein. Ein «Carrero», ein Pferdefuhrmann, bat die Mitarbeiterin der Fondation Franz Weber (FFW) in Argentinien um Hilfe für ein erst fünf Wochen altes Stutenfohlen, das in seinem Haus im Sterben liege. Vor Ort trauten wir unseren Augen kaum. In einem winzigen Verschlag von kaum drei Quadratmetern, völlig entkräftet, entzündet, schwer atmend, lag da ein kleines Fohlen, das offensichtlich seine letzten Atemzüge tat. Das Muttertier war schon vier Tage zuvor gestorben und das Jungtier seither ohne Milch und Nahrung. Diagnose der Tierärztin: Lungenentzündung, Unterernährung und Proteinmangel.

In letzter Minute vor dem sicheren Tod gerettet, erholte sich das Kleine in tierärztlicher Pflege schon nach einer Woche spürbar. Mittlerweile folgt uns das Pferdchen auf Schritt und Tritt auf der Suche nach Gesellschaft und Streicheleinheiten, trinkt täglich literweise Milch und legt dank regelmässiger, geplanter Fütterung kräftig an Gewicht zu. Estelita, so haben wir unseren Schützling getauft, wird wie César so bald als möglich nach EQUIDAD umziehen, unser im Aufbau begriffenes Müllpferde-Refugium in San Marcos Sierra. Wir freuen uns darauf, die beiden Geretteten in ihrer schönen neuen Heimat miteinander zu gesunden und selbstsicheren Pferden heranwachsen zu sehen

■ (red)



Lungenentzündung, Blutarmut, Unterernährung. Seit ihrer Rettung erhält Estelita 24 Stunden täglich Pflege von uns.



Ein Vermächtnis zugunsten der Tiere



Unsere Arbeit ist eine Arbeit im Dienste der Allgemeinheit. Um weiterhin ihre grossen Aufgaben im Dienste von Natur und Tierwelt erfüllen zu können, wird die Stiftung Franz Weber immer auf die Grosszügigkeit hilfsbereiter Menschen zählen müssen. Als politisch unabhängige, weder von Wirtschaftskreisen noch durch staatliche Zuwendungen unterstützte Organisation ist sie auf Spenden, Schenkungen, Legate, usw. angewiesen. Die finanziellen Lasten, die die Stiftung tragen muss, werden nicht leichter

sondern immer schwerer – entsprechend dem unaufhaltsam wachsenden Druck auf Tierwelt, Umwelt und Natur.

Steuerbefreiung Die Fondation Franz Weber ist als gemeinnützige Institution von der Erbschafts- und Schenkungssteuer sowie von den direkten Staats- und Gemeindesteuern befreit. Zuwendungen können in den meisten Schweizer Kantonen vom steuerbaren Einkommen abgezogen werden.

Wenn es Ihr Wunsch und Wille ist, auch über das irdische Leben hinaus noch den Tieren zu helfen, so bitten wir Sie, in Ihren letzten Verfügungen der Fondation Franz Weber zu gedenken. Der Satz in Ihrem eigenhändigen Testament: «Hiermit vermache ich der Fondation Franz Weber, CH-1820 Montreux, den Betrag von Fr. _____» kann für unzählige Tiere die Rettung bedeuten.

Bitte beachten Sie

Damit ein solcher Wille auch wirklich erfüllt wird, sind ein paar Formvorschriften zu wahren:

1. Das eigenhändige Testament muss eigenhändig vom Testamentgeber geschrieben sein. Dazu gehört

auch die eigenhändige Nennung des Ortes und des Datums sowie die Unterschrift.

In ein solches Testament ist einzufügen: «Vermächtnis. Hiermit vermache ich der Fondation Franz Weber, CH-1820 Montreux, den Betrag von Fr. _____».

Um sicherzugehen, dass das eigenhändige Testament nach dem Tode nicht zum Verschwinden kommt, ist zu empfehlen, das Testament einer Vertrauensperson zur Aufbewahrung zu übergeben.

2. Wer das Testament beim Notar anfertigt, kann diesen beauftragen, das Vermächtnis zugunsten der Fondation Franz Weber ins Testament aufzunehmen.

3. Wer bereits ein Testament erstellt hat, muss dieses nicht unbedingt ändern, sondern kann einen Zusatz von Hand schreiben: «Zusatz zu meinem Testament: Ich will, dass nach meinem Tode der Fondation Franz Weber, CH-1820 Montreux, Fr. _____ als Vermächtnis ausbezahlt werden. Ort und Datum _____ Unterschrift _____» (alles eigenhändig geschrieben).

Viele Tierfreunde sind sicher froh zu wissen, dass durch ein Vermächtnis an die steuerbefreite Fondation Franz Weber die oft sehr hohen Erbschaftssteuern wegfallen.

Spendenkonten

FONDATION FRANZ WEBER

CH-1820 Montreux

CCP 18-6117-3

IBAN CH31 0900 0000 1800 61173

Landolt & Cie

Banquiers

Chemin de Roseneck 6

1006 Lausanne

Konto: Fondation Franz Weber - "Legs"

IBAN CH06 0876 8002 3045 0000 2



Stierkämpfe

Die Corrida verliert unaufhaltsam an Boden

Positive Bilanz im Kampf gegen den Stierkampf: Nie wurden seit 2007 so wenige Stierkämpfe ausgetragen wie 2012. Viele weitere Städte in Südamerika haben sich der Abschaffung und einem Zutrittsverbot für Minderjährige angeschlossen.

■ **Leonardo Anselmi**

Intensiv und fruchtbar. So lässt sich unser Engagement gegen den Stierkampf auf den Punkt bringen. In Südamerika blickt die Fondation Franz Weber (FFW) auf ein ebenso arbeitsreiches wie hoffnungsvolles 2012 zurück. Die Zahl der Corridas nimmt laufend ab. Der Erfolg unserer internationalen Kampagne ist grösser denn je. Doch das ist nicht nur unserem beherzten

Kampf, sondern mehr noch einem Wertewandel in der Bevölkerung zu verdanken. Das Bewusstsein der südamerikanischen Bürgerinnen und Bürger, dass Tiere leidensfähige Kreaturen sind, wird immer grösser und damit auch die Abneigung gegen Tierquälerei, vor allem wenn solche noch dazu als Spektakel wie Stierkämpfe öffentlich gefeiert wird. So ist der Publi-

kumsrückgang bei Stierkämpfen geradezu dramatisch. Und das hat weit mehr moralische als wirtschaftliche Gründe. Viele Städte wehren mittlerweile Kindern den Eintritt in Stierkampfarenen, aus dem einem Grund, weil Corridas als grausame Veranstaltungen angesehen werden, die Minderjährige negativ beeinflussen.

«Plätze für alle» statt «Stierkampfplätze»

Gustavo Petro, amtierender Oberbürgermeister von Kolumbiens Hauptstadt Bogotá, gab im Wahlkampf das Versprechen, Stierkampfarenen nicht mehr für Corridas frei-

zugeben. Das Versprechen ist eingelöst! Statt Stierkämpfen finden dort jetzt kulturelle Veranstaltungen aller Art statt: Über die Weihnachtszeit wurde in einer früheren Arena sogar eine Eisbahn für Kinder angelegt. Anlässlich einer Grossveranstaltung hat die FFW Gustavo Petro den «Weissen Stier» überreicht, eine Auszeichnung für internationale Persönlichkeiten, die sich für die Abschaffung des Stierkampfs einsetzen. Zuletzt hatte der Dalai Lama diesen Preis erhalten.

Stierkampffestival abgesagt

2011 hatte der ecuadorianische Präsident die Stimmbürger anlässlich einer Volksabstimmung befragt, ob sie mit Veranstaltungen, deren Ziel die öffentliche Tötung von Tieren ist, einverstanden sind. In Quito sprach sich die Mehrheit gegen solche Veranstaltungen aus. In völliger Missachtung dieses Resultats verabschiedete die Hauptstadt als Reaktion eine neue Verordnung, die Stierkämpfe weiterhin erlaubt. Verboten wurde lediglich die öffentliche Tötung der gemarterten Stiere, sodass diese nun erst hinter den Kulissen endgültig niedergestochen werden, nachdem sie zuvor in der Arena zum Vergnügen der Zuschauer mit Lanzen und Banderillas bis kurz vor dem Tod gehetzt und gefoltert wurden.

Noch im selben Jahr leitete die FFW ein juristisches Verfahren zur Annullierung die-



Sollen unsere Kinder zu Menschen heranwachsen, die solches Tun normal, legitim, „geil“ und nachahmenswert finden ?

ser Verordnung ein. Zeitgleich fand die bekannte Feria de Jesús del Gran Poder statt. Hier durften erstmals in der Geschichte die berühmten ecuadorianischen und spanischen Toreros nicht in der Öffentlichkeit zum Todesstoss ansetzen. Ein frustrierendes Verdikt für die Matadores, denn für die meisten Stierkampfanhänger verliert eine solche Veranstaltung ihre Besonderheit ohne den Tod des Tieres. Noch besser war die Nachricht im Jahr darauf: 2012 haben die Verantwortlichen für die Feria de Jesús del Gran Poder das blutige Fest aufgrund der wenigen verkauften Eintrittskarten gleich ganz abgesagt. Ein weiterer Meilenstein und Beleg dafür, dass unsere Sensibilisierungskampagnen in Südamerika auf grosse Gegenliebe stossen.

Kindheit ohne Gewalt

Die FFW-Kampagne, die auf juristischer und wissenschaftlicher Grundlage einen strikten Jugendschutz bei Stierkampfveranstaltungen fordert, wird weiter energisch vorangetrieben. Dabei geht es keineswegs bloss um den Zutritt von Minderjährigen zu Stierkämpfen, sondern auch um das Verbot der Übertragung von Corridas zur Hauptsende- und Jugendschutzzeit. Weiter sollen Stierkampfschulen, in denen Kinder zu Toreros ausgebildet und darin unterrichtet werden, kleine Kälber mit einem Degen zu töten, endlich verboten werden. In etlichen Ländern sind gar bis heute noch Kindertoreros zugelassen.

Nach verschiedenen Erfolgen der Kampagne „Kindheit ohne Gewalt“ 2012 in Venezuela, ist seit Januar 2013 ein Gesetz in Kraft, das Kindern unter 12 Jahren den Zutritt zu Stierkämpfen in Táchira, Ve-

nezuela verbietet. Bereits zuvor hatte das Bezirksgericht Carabobo angeordnet, Kindern und Jugendlichen den Zutritt zu Stierkämpfen auf der internationalen Feria von Valencia zu verbieten. Auch in Maracay konnten wir ein Eintrittsverbot für unter 18-Jährige erwirken.

Perú, Ecuador, Europa

In Perus Hauptstadt Lima könnte in den kommenden Monaten ein ähnliches Gesetz verabschiedet werden. Die Chancen stehen gut. Nach einem Treffen mit Vertretern der FFW befürwortet Limas Anwaltskammer über den erneut gewählten Dekan Raúl Chanamé Orbe einen Gesetzentwurf für ein Eintrittsverbot von Jugendlichen bei Stierkämpfen offiziell. Sinngemässe Begründung: beim juristischen Abwägen zwischen Tradition und der Verwerflichkeit von Grausamkeit sollte die Ablehnung von Grausamkeit gegenüber leidensfähigen Kreaturen überwiegen. Zudem hat die FFW gemeinsam mit der Anti-Stierkampf-Plattform in Peru zuhause der verfassungsgebenden Versammlung einen Malwettbewerb für Kinder zugunsten von Tieren und einer Kindheit ohne Gewalt organisiert.

Bereits Tatsache ist dank dem Engagement der FFW ein Eintrittsverbot für Jugendliche unter 18 Jahren bei Corridas in Ecuador.

Auf dem alten Kontinent konzentrieren wir uns auf politische Lobbyarbeit, um zu erreichen, dass das Europäische Parlament zur Bedeutung des Jugendschutzes im Hinblick auf gewaltsame Veranstaltungen und Fernsehausstrahlungen Stellung nimmt. Aktuell liegen der Kommission dank unserer Zusammenarbeit mit dem Europa-Abgeordneten



Auch die sogenannten Kampfstiere sind friedliebende Tiere. Lassen wir die Kinder Freunde, nicht Folterknechte und Schlächter der Tiere sein.

Raúl Romeva(Grüne) verschiedene schriftlich formulierte Anfragen vor.

Kampagne «NoMoreFunds»

Nur den wenigsten Europäern ist bewusst, dass der Stierkampf direkt und indirekt von der Europäischen Union subventioniert wird. Die Züchter der für den Stierkampf vorgesehenen Tiere wie auch andere Unternehmen des Sektors erhalten jährlich hohe Summen aus verschiedenen europäischen Töpfen. Einmal pro Jahr aber besteht die Chance, EU-Subventionen für derart anachronistische Anlässe, die auch in den Herkunftsländern immer weniger Akzeptanz finden, buchstäblich in Frage zu stellen: Während der Festlegung des EU-Haushaltsplanes. In diesem Sinne arbeitet die Kampagne «NoMoreFunds» mit Europaabgeordneten zusammen. Tweets auf dem sozialen Netzwerk Twitter ermutigen die Abgeordneten, bei der nächsten Haushaltsplanung die Streichung von öffentlichen Geldern für solche Veranstaltungen zu beantragen. Viele Abgeordnete, die unsere Tweets erreichen, reagieren positiv, unterstützen unsere Petition und äussern sich oft auch auf ihren Webseiten und Blogs entspre-

chend. Dennoch liegt hier noch ein weiter Weg vor uns.

So wenige Stierkämpfe wie nie zuvor

Laut Statistik des spanischen Kulturministeriums haben die Stierkämpfe zwischen 2007 und 2011 einen Besucherschwund von 38 Prozent erlitten. Für 2012 zeichnet sich ein Rückgang um weitere 15 Prozent ab. Das bedeutet einen Einbruch von mehr als 50 Prozent in nur fünf Jahren. Natürlich hat dies mit dem wachsenden Bewusstsein für Tierleid in Spanien zu tun. Aber nicht nur. In der Wirtschaftskrise sind Gemeinde- und Provinzregierungen wenig geneigt, etwas derart Anachronistisches noch zu subventionieren. Das ist auch ein Beweis dafür, wie sehr bislang der Besucherzustrom zu Stierkämpfen noch durch öffentliche Gelder künstlich hochgehalten wurde.

Ermutigend auch die Ergebnisse einer vom staatlichen Kulturministerium im Jahr 2012 veröffentlichten Umfrage über die kulturellen Gewohnheiten und Freizeitvorlieben der Spanier. Selbst bei den Befragten, die schon einmal an einer Corrida waren, steht der Besuch von Stierkämpfen mit knapp 8,5 Prozent an letzter Stelle. ■

Rettung eines Brüllaffen

Martín's grosse Reise zurück in die Freiheit

An einen Baum gefesselt, falsch ernährt, ohne Schneidezähne. Ein solches Leben musste der argentinische Brüllaffe Martín fristen. Nun lebt er frei in einem Reservat in den Bergen von Córdoba. Eine Geschichte mit Happy End.



Martín, noch im Fahrzeug und den Strick um den Hals, wirft zum ersten Mal einen Blick auf seine neue Heimat, das Reservat Carayá.

Sie waren auf der Suche nach verwaorlosten Fuhrpferden. Dazu durchstrefiten Aktivisten der FFW und LIBERA die argentinische Provinz Tucumán im subtropischen Norden des Landes. Sie wollten beim Auffinden von kranken und unterernährten Pferden tierärztliche Hilfe anbieten und gleichzeitig mit den Careros (Kutschern) das Gespräch suchen. Denn auch in Tucumán ist eine Verordnung in Kraft getreten, wonach die Fuhrpferde durch dreirädrige Lieferwagen zu ersetzen sind. Doch bisweilen stösst man auf etwas anderes als auf das, wonach man sucht – etwas nicht minder Wichtiges.

Überraschender Fund

Auf dem Weg zu einem Carro stiessen die Aktivisten auf eine ärmliche Blechhütte. Trotz ihrer Armut scharten deren Bewohner, José und Marca, eine ganze Anzahl von Tieren um sich: Neben einem Pferd befanden sich auf dem Grundstück Schweine, Katzen und Hunde. Die Verblüffung war gross, in dieser Menagerie noch ein weiteres Tier zu entdecken – Martín, den Brüllaffen.

Der unglückliche und kranke Caraya-Affe – so werden diese Tiere auch genannt, war mit einem Seil an einem Baum festgebunden. Unterernährt, von Durchfall geplagt, ohne artgerechtes Futter, ohne Schneidezähne. Dennoch war der Affe zutraulich, ja anhänglich. José und Marca liebten ihn, für sie war er so etwas wie ihr Sohn. Doch art-

gerecht konnten sie den Brüllaffen unmöglich halten.

Zynischer Handel

Die in Nordargentinien heimischen Brüllaffen (*Alouatta*) gehören zu den grossen Neuweltaffen. Sie sind sehr soziale und gesellige, aber auch empfindliche Tiere, mit lebenslangen Familienbindungen. In den letzten Jahrzehnten wurden sie in Argentinien stark verfolgt, vor allem, um sie in Gefangenschaft zu halten. Alt werden sie da selten. Ihr Fang in den nordargentinischen Wäldern ist äusserst brutal und hat sie in Argentinien an den Rand der Ausrottung gebracht.

Erst töten die Fänger die Muttertiere, um dann die hilflosen, traumatisierten Jungen einzufangen. Weil sie mit 300 argentinischen Pesos (50 Euro) auf dem Schwarzmarkt für viele erschwinglich sind, enden Carayas nicht selten auch in Privathaushalten. Bisweilen werden auch erwachsene Tiere verkauft, nicht ohne ihnen vorher die Zähne auszureissen und sie zu alkoholisieren, damit sie nicht beissen können und ruhiggestellt sind. Die böse Überraschung kommt für den Käufer dann daheim, wenn der Brüllaffe seinem Namen gerecht wird. Das Ende ist fast immer der frühe Tod, irgendwo abgestellt in einem winzigen Käfig, wie ein Stück Altware.

Die bange Frage

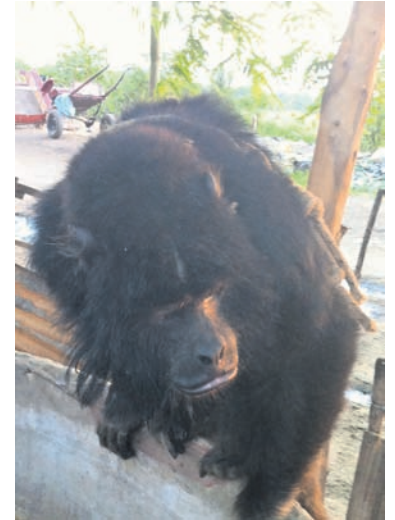
Die Tierschützer in Tucumán suchten das Gespräch mit José und Marca, um sie zu über-



Martín mit Alejandra García der FFW während einer Ruhepause auf der Reise



Das Reservat Carayá nimmt Tiere auf, die Opfer von illegalem Handel wurden. Hier Brüllaffenweisen.



Martín zögert. Er lebte fast sein ganzes Leben lang an einen Baum gefesselt.

zeugen, dass sie sich vom Brüllaffen Martín zu seinem Wohl trennen sollten. Er benötigte dringend tierärztliche Behandlung und könne ein artgerechtes Leben nur in freier Wildbahn unter seinesgleichen führen. Den beiden fiel es zwar schwer, ihren Schützling gehen zu lassen, doch schliesslich hatten sie Verständnis.

Während Martín sich in der Folge in ärztlicher Obhut allmählich erholte, leiteten die Tierschützer alle nötigen Schritte in die Wege für eine Verlegung des Caraya. Denn das „Projekt Caraya“ hatte seiner Aufnahme ohne Zögern zugestimmt. Es ist Alejandra

Juárez, eine ehemalige Tierpflegerin des Zoos von Córdoba, die in La Cumbre, in den Sierras de Córdoba, das Projekt Caraya ins Leben gerufen hat: ein Reservat für diese Bewegung liebenden Affen, wo sie ein artgerechtes, freies Leben führen können. Dazu arbeitet das Caraya-Projekt daran, im Wald der nordostargentinischen Provinz Misiones wieder mehrere Brüllaffen-Familien anzusiedeln, in einem Lebensraum, wo diese Affenart wild vorkommt.

Doch würde sich Martín auswildern lassen? Würde er sich von der Bindung an Menschen wie Marca und José lösen können? Das war die bange Frage.

Der grosse Moment

Am 5. Januar 2013 begann die letzte Reise Martíns, gestärkt, erholt, behördlich abgesegnet – und natürlich begleitet von José und Marca. Frühmorgens ging die Fahrt im klimatisierten Auto los, über 620 Strassenkilometer von Tucumán nach Cordoba. Gegen 15 Uhr erreichte der Landrover das Caraya-Reservat, wo Martín ungeduldig erwartet wurde. Alles war für den neuen Bewohner vorbereitet.

Es kam der spannendste, schwerste und schönste Moment: Martín den Händen neuer Experten anzuvertrauen. Der Moment des Abschieds – und der Befreiung!

In einem Übergangsgehege wurde er von dem Strick gelöst, der ihn über Jahre an einen Baum fesselte. Der Caraya war frei! – und entschwand unseren Blicken.

15 Tage später aber trafen sehr ermutigende Nachrichten aus dem Reservat ein: Bereits beginne Martín Beziehungen zu anderen Affen seiner Art aufzubauen: «Sie rufen sich und kommunizieren, um Bindungen zu festigen. Nach und nach lernt Martín, sich so zu verhalten und so zu leben, wie es seiner Natur entspricht – er lernt, wieder ein Affe zu sein...»

■ Redaktion



Im Reservat Carayá lebt auch eine Gruppe Haubenkapuziner, die aus einem biomedizinischen Labor gerettet wurden.



Verschiedene Hinweistafeln rufen zum Nachdenken über unseren Umgang mit Tieren auf: "Sie leiden wie wir. Betrachte Tiere daher wie Mitmenschen"

Die Leser haben das Wort

Die Zeit ist reif für Veganismus

Ich gratuliere zum Mut, die Menschen zum Veganismus zu inspirieren. Die Zeit ist reif, und wenn wir möchten, dass der Planet weiterhin bewohnbar bleibt, ist eine vegane Lebensweise die Antwort. Aufgefallen ist mir im letzten Journal Franz Weber auf Seite 14 im Kasten: „Wer Milchprodukte zu sich nimmt, sollte unbedingt auf nachhaltige, umwelt- und tiergerechte Produktion achten.“ Wie oft habe ich schon Menschen sagen gehört: „Ich nehme Biomilch, ich habe kein schlechtes Gewissen.“ Aber seien Sie versichert, auch im Biostall werden die Kälber gleich nach der Geburt von der Mutter getrennt, auch im Biostall gibt es schlimme Euterentzündungen, auch im Biostall wird die Kuh, vielleicht sogar trächtig, zum Schlachter gekarrt, wenn ihre Milchleistung nachlässt. Auch die Biokühe kriegen Kraftfutter, für welches Regenwälder abgeholzt werden, auch in den Mägen von Biokühen entsteht Methan, auch Biokühe hinterlassen Exkrementenberge, welche unsere Böden belasten. Fazit: Es gibt weder umweltgerechte noch tiergerechte Milchproduktion. Vegan zu leben ist die logische Folge, wenn man nicht wegschauen will. Welche andere Spezies nimmt denn nach dem Abstillen noch Milch zu sich... Babynahrung im Erwachsenenalter?.... Wer beim Umstieg etwas Unterstützung möchte, vereinbare hemmungslos einen gemeinsamen Einkaufstermin über cernochova@vegetarismus.ch.

*Šárka Černochová,
8057 Zürich,
www.linedancekultiviert.ch*

Gästemeinungen nicht mehr veröffentlicht

Seit 1974 sind wir regelmässig mehrmals im Jahr Gast auf der Riederalp. In einem Chalet, erbaut in den 50-er Jahren, mieten wir ganzjährig eine Ferienwohnung, die von unserer grossen Familie intensiv genutzt wird.

Die Entwicklung auf der Riederalp in den letzten Jahren ist bedenklich! Seit der Diskussion um "das uferlose Bauen" sind mindestens 20 mehrstöckige Häuser neu geplant und waren bei unserem letzten Aufenthalt als Baugespanne ersichtlich. Diese Bauten sind reine Spekulationsbauten. Niemand kann 4 oder mehr Wohnungen für sich alleine bauen! Zum Teil werden Wohnungen schon vor der Baubewilligung zum Kauf angeboten. Es sind alles Wohnungen im obersten Preissegment, die nur während ein paar Wochen im Jahr bewohnt werden. Das Gedränge an Weihnachten und während den Sportferien ist jetzt schon enorm. Die "autofreie" Riederalp gibt es in dieser Zeit nicht mehr. Während der übrigen Zeit ist es auf der Riederalp sehr, sehr ruhig, da die meisten Wohnungen unbewohnt sind.

Letztes Jahr konnte man auf der Homepage der Riederalp noch Leserbriefe einschicken. Unzählige, langjährige Gäste aus dem In- und Ausland zeigten sich entsetzt ob den geplanten Häusern. Sogar der von Familien mit Kleinkindern so geschätzte Übungshang sollte überbaut werden.

In der Zwischenzeit wurde die Homepage neu gestaltet, und es werden keine Gästemeinungen mehr veröffentlicht! Briefe an das Tourismusbüro werden ohnehin nicht beantwortet. Wie soll

das mit dem Wohnungsbau weitergehen, resp. Haben diese Häuser überhaupt eine Chance gebaut, zu werden? Wenn das alles realisiert werden soll, ist wohl auch im Sommer keine Ruhe und Erholung mehr in diesem Gebiet. Wir haben schon letztes Jahr tagelangen Helikopterlärm erlebt.

*Margrit und Hans-Jürgen Biese, 6048 Horw, e-mail
hj.biese@bluewin.ch*

Dringender Appell von Franz Weber an den Bundesrat

Lieber Franz Weber, Ihr Editorial im Journal Nr. 102 Ihres Magazins hat mich sehr traurig gemacht. Wir haben als Jahrgänger 1927 in unserer Jugend noch ein Land und eine Heimat erleben dürfen, in der es wirklich noch lebenswert war. Die heutige Pietätlosigkeit, welche höchste Regierungsbeamte an den Tag legen, die doch eigentliche Diener an unserem Land sein müssten, betrübt mich ausserordentlich und macht mich bisweilen richtig wütend. Da wird unsere direkte Demokratie von eben diesen bei jeder Gelegenheit beschworen, die sich in Tat und Wahrheit als Verräter „outen“. Der Volkswille wird mit Arroganz, Anmassung und Überheblichkeit verachtet, während man sich dabei nur der allgegenwärtigen Wirtschaftslobby zu verpflichten gewillt ist. Durch staatliche Vorschriften und Gesetze werden willige Arbeitssklaven geschaffen, die sich dabei sogar noch wohlfühlen, wie Aldous Huxley in seinem Roman „Schöne neue Welt“ beschrieben hatte. Die heutige Erziehung fördert eine digitale Demenz. Kinder, deren

Mütter sie im Kinderwagen vor sich herschieben, sehen ihre Mutter dauernd mit dem Handy telefonieren. Später wird der Nachwuchs mit primitiven Filmen ruhig gestellt, die die Mütter auf ihr i-Phon geladen haben.

Ihre Landsleute, Herr Weber, hören Ihren Schrei sehr wohl, kommen sich aber angesichts der brutalen Tatsachen wie gelähmt und ohnmächtig vor. Ihr Ruf an den heutigen Bundesrat wird von diesen sieben Landesverräter/innen, wie man sie füglich und ohne Scheu nennen darf, mit beschwichtigenden leeren Worten beantwortet. Wie es immer üblicherweise in Antworten heisst: „Wir nehmen Ihr Anliegen ernst“. Die übliche leere Floskel, die als Standardantwort in deren Computer zum Abrufen gespeichert ist.

Ja lieber Franz Weber, es ist wirklich zum Heulen, wie mit unserem einzigartigen Land frivol und lieblos umgegangen wird. Es gibt in unserem Land zu wenige Franz Weber. Tröstlich ist, dass sich Ihre Tochter Vera weiterhin für alle Ihre Anliegen einsetzt. Wir wünschen ihr viel Kraft, dass sie alle Fährnisse, die sie bestimmt auch begleiten, gut und mit viel Optimismus meistert.

*Walter Guler und Frau Lene,
8038 Zürich*

Leserbriefe

Hat Sie etwas gefreut oder aufgewühlt? Schreiben Sie uns:

Journal Franz Weber

Case postale

CH-1820 Montreux

e-mail: ffw@ffw.ch

www.ffw.ch

Agro-Biodiversität – Bedrohte Schweizer Haustierrassen

Das Rhätische Grauvieh



Weitere Infos

Genossenschaft der Grauviehzüchter (GdG), www.raetischesgrauvieh.ch. Präsident: Reto Pfister, Pansal, 7168 Schlans/GR, Tel. 081 936 36 66. Tierversmittlung: Ruedi Wyder, Im Berg, 8602 Wangen/ZH, Tel. 044 833 78 80.

Dieser Beitrag wurde in Zusammenarbeit mit ProSpecieRara, der Schweizerischen Stiftung für die kulturhistorische und genetische Vielfalt von Tieren und Pflanzen, realisiert.

ProSpecieRara setzt sich seit 1982 für die Rettung und den Erhalt der Vielfalt der Haustiere und Kulturpflanzen ein – für unser genetisches wie kulturelles Erbe. Die Stiftung lebt unter anderem von Gönnerbeiträgen. www.prospecierara.ch

«Gefährdet» steht zwar auch heute noch, wenn man bei Pro Specie Rara unter dem Stichwort «Rhätisches Grauvieh» nachschlägt. Doch das genügsame Tier hat sich in der Schweiz wieder gut etabliert. Und der Bestand wächst weiter.

■ Hans-Peter Roth

Schon in vorchristlicher Zeit streiften die Urvorfahren des Rhätischen Grauviehs durch die Zentralalpen: die Torfrinder. Bereits die Pfahlbauer kannten das Torfrind, das im sechsten Jahrhundert vor Christus von den Rätiern, die von Italien her kamen, mit damals «grossrahmigen», silber-

grauen Rindern vermischt wurde. Aber auch die Kelten, Alemannen und Walser brachten ihr Vieh mit. Durch die verschiedenartigen Zuchtgebiete und die Abgeschiedenheit der Täler entwickelten sich lokale Schläge. Nicht von ungefähr wird das Rhätische Grauvieh deshalb auch als Kreuzungsprodukt der Völkerwanderung bezeichnet.

Opfer der Milchproduktion

Im historischen «Grauviehzüchterland» der Schweiz, dem Kanton Graubünden, unterschied man vor allem zwischen dem kleineren und leichteren Albula-Grauvieh und dem grösseren, schwereren Oberländer Schlag. In ihrem Kernland waren sie noch vor hundert Jahren weit verbreitet. Doch

ab 1920 begann das auf mehr Milchleistung getrimmte Braunvieh das Grauvieh rasch zu verdrängen. In wenigen Jahrzehnten war das Rhätische Grauvieh in der Schweiz völlig verschwunden. Im Tirol blieb es jedoch erhalten.

Zurück in die Heimat

Aus diesen Beständen konnte ProSpecieRara zusammen mit engagierten Züchtern 1985 einige kleine, dem Albula-Schlag ähnliche Tiere in die Schweiz zurückimportieren und in ihrer Heimat Graubünden wieder ansiedeln. Mit dem leichten Rhätischen Grauvieh ist es der Stiftung und der Berglandwirtschaft gelungen, eine an wenig ertragreiche Böden und extreme Lagen optimal angepasste Rasse zu sichern.

Mehr und mehr Freunde

Seit den ersten Importen von Rhätischem Grauvieh hat sich die Rasse im schweizerischen Berggebiet gut etabliert und wird heute von Züchtern in der ganzen Schweiz gehalten. Das Hauptgebiet ist aber nach wie vor der Stammkanton Graubünden. Das geringe Gewicht und die dazu relativ grossen Klauen der Tiere schonen die Böden. Und mit seinem ruhigen Charakter und der hohen Vitalität findet das Rhätische Grauvieh mehr und mehr Freunde. Kein Wunder, dass der 1990 gegründete Grauviehzuchtverein bereits beim 10-jährigen Jubiläum mehr als 2000 Tiere im Herdenbuch verzeichnen konnte und 235 Mitglieder zählte. ■

Waldwirtschaft in der Schweiz

Ein besserer Wald für Tiere und Pflanzen

Die «Buche als Mutter des Waldes in der Schweiz zu erhalten» und zu fördern sei ein erklärtes Ziel der Schweizer Forstwirtschaft. Dies betont Forstwirt – schaftsstudent Martin Schenk in einem Brief ans Journal Franz Weber. Dem Schweizer Wald gehe es besser als gemeinhin angenommen, versichert er und schreibt:

«Sehr geehrte Redaktion,

Der Bericht «Was passiert in unseren Wäldern?» im Journal Franz Weber 102 hat mich etwas befremdet. Darum möchte ich als Forstwirtschaftsstudent gerne so gut als möglich dazu Stellung nehmen.

Probleme hat die Schweizer Buche vor allem mit den zunehmenden Trockenperioden. Diese verursachen einen Trockenstress für die Bäume. Als Schutz vor dem Austrocknen wirft die Buche ihr Laub frühzeitig ab. Das ist eine natürliche Reaktion für Extremereignisse, die sie ohne grössere Schäden übersteht, indem sie bei feuchterem Wetter neue Blätter austreibt. Ist das aber immer öfter nötig, dann schwächt dies die Buche.

Um diesem Problem entgegenzuwirken, laufen zurzeit zwei grosse Forschungsprojekte, die Buchen aus verschiedenen Regionen im In- und Ausland auf ihre Keimfähigkeit und Trockenresistenz testen. Ziel dieser Forschung ist, die «Buche als Mutter des Waldes in der Schweiz» zu erhalten.

Seit den Stürmen Vivian und Lothar setzt sich die Forstwirtschaft mit Hilfe des Bundes und der Kantone dafür ein, die windwurf- und schädlingsanfälligen Fichtenmonokulturen mit Laubbaumarten anzureichern. In den Windwurfflächen wird genauso wie in Verjüngungsholzschlägen (Verjüngung bedeutet Nachwachsen von Jungbäumen und anderen Pflanzen) neu der Natur freien Lauf gelassen. Dabei entsteht das im Bericht genannte «Dorngestrüpp und anderer Wildwuchs» und darunter eine vitale, artenreiche Verjüngung.

Dies ist übrigens ein Prozess, der in einem naturbelassenen Wald nach der Zerfallsphase, wenn die Bäume aus Altersgründen absterben, auch immer wieder geschehen würde. Ökologisch sind diese aus konservativer Sicht unschönen Phasen während der Verjüngung sehr wertvoll, bieten sie doch lichtliebenden Pflanzen und Tieren einen Lebensraum.

Zum rechtlichen Schutz des Waldes kann man nur sagen, dass der Schweizer Wald noch nie so gut geschützt war wie heute. Die Initiative «Rettet den Schweizerwald» wurde ja nicht ohne Grund zurückgezogen. Da die Waldfläche gesetzlich geschützt ist, sind «Rodungsmassaker», wie sie im Bericht genannt wurden, rechtlich verboten.

Wie überall in der Politik ist auch die Forstpolitik ein Spiel der Kompromisse, und es wird durch grosses Engagement aller Seiten angestrebt, eine Lösung zu finden, die allen passt.

Fest steht, dass wir heute stärkere und artenreichere Wälder als früher haben. Die Forstleute mischen sich nicht mehr so stark ein wie früher, was dem Wald eine gewisse natürliche Dynamik gestattet. Wünschenswert ist die Erkenntnis, dass ein natürlicher Wald nicht der aufgeräumten Vorstellung von früher entspricht, also dem Schweizer Waldbild der letzten 200 Jahre, das den Tieren und Pflanzen am wenigsten gefallen hat.“

Martin Schenk, Student Forstwirtschaft HAFL Zollikofen

Stellungnahme der Fondation Franz Weber zum Schreiben von Martin Schenk

Ist es um den Wald wirklich so gut bestellt?

Zwischen Kahlschlag und Erneuerung. Ein Blick auf die Schweizer Forstwirtschaft und in den Schweizer Wald zeigt ein widersprüchliches Bild zwischen hoffnungsvollem Fortschritt und beklemmendem Waldfrevel.

Wir danken Martin Schenk für sein Schreiben und die anregenden Informationen zum Beitrag über die Buchen der Ko-Autorinnen Falb in der «Kleinen Ecke» des letzten Journal Franz Weber (JFW 102). Es ist zu betonen, dass nicht alle Beiträge im JFW notwendigerweise die Ansicht und Position der Fondation Franz Weber ohne Vorbehalt wiedergeben. Daher verschliessen wir uns auch keineswegs dem wertvollen Diskussionsbeitrag von Herrn Schenk. Tatsächlich zeigen aktuelle Statistiken der Forschungsanstalt für Wald, Schnee und Landschaft sowie andere wissenschaftliche Erhebungen, dass der Anteil von Laubbäumen in den Schweizer Wäldern, insbesondere im öffentlichen Wald, zunimmt. Eine erfreuliche Tendenz, denn in vielen Gebieten und Zonen der Schweiz, insbesondere im Mittelland und in den tiefer gelegenen Regionen, gehören Laubbäume eher zur standortgemässen Waldvegetation als über Jahrzehnte in Monokulturen einseitig geförderte Nadelgehölze wie die Fichte.

Persönlicher Augenschein

In der Tat kann es nur sinnvoll sein, wenn Bund und Kantone zur Stabilisierung des Waldes und zur Förderung der ortsgemässen Artenvielfalt Laubbäume wie die Buche und die Naturverjüngung (das unbehellig-

te Nachwachsen einheimischer Baumarten durch natürliche Versamung) fördern. Dazu gehört auch aufwachsendes Dickicht und «Dornengestrüpp», das vielen Tieren Unterschlupf und Nahrung bietet. Beispiel Brombeere: sie bleibt im Winter grün und bietet gerade deshalb etwa für Rehe eine wertvolle Nahrungsgrundlage, beglückt im Frühling mit Blüten und im Sommer mit Beeren Tier und Mensch.

Zweifellos arbeitet die Schweizer Forstwirtschaft noch vergleichsweise behutsam, wenn man bedenkt, wie teilweise in den Wäldern anderer Länder gewütet wird. Doch ein persönlicher Augenschein in den durch die Damen Falb beschriebenen Waldpartien (im Berner Mittelland), sowie Aufnahmen von wahren „Massakern“, die uns aus zahlreichen Landesteilen immer wieder zugeschickt werden, zeigen, dass vielerorts einiges im Argen liegt.

Unverständliche Verbis-senheit gegen Waldsäume

So wurden in den beschriebenen Waldparzellen im Berner Mittelland, offenbar einem widersinnigen, verfehlten Ordnungswahn gehorchend, Buschwerk, darunter wertvolle, langsam wachsende Heckengehölze des Waldrandes über hunderte von Metern wahllos kahlgeschlagen. Der ökologisch so wertvolle und vor allem für viele Vogelarten äusserst wichtige «Waldsaum» war (und ist) richtiggehend abrasiert. Schaut man vom Feld her durch solch vernichtete Waldsäume in den eigentlichen Forst hinein, ist es, als ob man durch ein Knochengengerippe (kahle Baumstämme stehender Bäume) hindurch direkt in die schutz-

losen «Eingeweide» des Waldes blickte – kein schöner Anblick. Egal ob von öffentlicher (Forstdienst) oder privater Hand* (in der Regel Landwirte) durchgeführt: Ein solcher Aufwand ist nicht nur ökologisch sondern auch ökonomisch ein völliger Unsinn auf dem Buckel des Steuerzahlers.

Als hätte eine Bombe eingeschlagen

Begibt man sich ins Innere des Waldes, ist auch da einiges verbesserungswürdig. Bei der heutigen forstwirtschaftlichen Nutzung sind kleinflächige Kahlschläge erlaubt, und da wo nicht kahlgeschlagen wird, entnehmen die Forstleute nicht selten bis zu zwei Drittel, manchmal auch mehr, des Holzanteils aus dem Wald. Bisweilen sieht das Resultat derartiger «rationeller» Holzerei in solchen Waldpartien dann aus, als hätte eine Bombe eingeschlagen. Alles übersät mit Astwerk, Baumteilen und ausgerissener Vegetation; der sensible Waldoden tief zerwühlt und aufgerissen durch Vollernter, Traktoren und andere schwere Maschinen.

Nackte Wirklichkeit

Danach kommt das «Aufräumen». Früher wurde der Astabraum zusammengetragen und auf grossen Haufen verbrannt. Eine weitere ökologische Katastrophe, heute glücklicherweise verboten, aber auf privaten Waldparzellen teilweise noch immer praktiziert. Heutzutage schichten Forstleute oder Teilnehmende von Arbeitsprojekten die Reste der Holzerei zu langen, oft meterhohen Mieten zusammen, die dann verrotten und vielen Tieren Lebensraum bieten. Der umliegende Waldboden ist freigeräumt, damit neue Vegetation

nachwachsen kann. Das klingt vernünftig. Ist es auch – bis zu einem gewissen Grad. Doch der geräumte Waldboden wirkt dann nicht selten richtiggehend «kahlgeleckt», während sich daneben riesige, langgezogene Asthaufen wie Barrieren für Tier und Mensch durch den Forst ziehen.

Fegt dann noch ein kräftiger Sturm durch eine solche nun windanfällige Waldpartie, wo kaum noch ein Drittel der ursprünglichen Holzmasse steht, wird durch Windwurf mitunter ein nachträglicher «Kahlschlag» zur buchstäblich nackten Wirklichkeit.

Beschönigungen

Wir wagen auch, die Aussage, der Schweizer Wald sei noch nie so gut geschützt gewesen wie heute, in Frage zu stellen und zu bemerken, dass die Behauptung vom «noch nie so gut geschützten Wald» zu den schönen Sprüchen gehört, wenn man die Realität betrachtet, und wenn man bedenkt, wie das Forstgesetz laufend angenagt, angefressen und aufgeweicht wird, und wie man von «oben» herab ganz unverblümt «mehr Flexibilität in der Waldpolitik» zugunsten beispielsweise von Ökoquartieren und Windturbinenparks fordert – angesichts auch des zunehmenden Siedlungsdrucks (siehe Projekt «Waldstadt Bremer», wir berichteten) und der wachsenden Zahl von Ausnahmegewilligungen für Bau- und Infrastrukturprojekte auf Waldboden. Stoff genug, um diesen Fragen in einem nächsten JFW nachzugehen. ■

* Auf privaten Waldparzellen sind Aufforstungen von grossflächigen Fichtenmonokulturen nach wie vor möglich.



Der Hoteltester kam vorbei: Ein «Sehr gut» für den Giessbach

Ihm entgeht nichts. Er ist gnadenlos. Und dazu ist er da. Der Hoteltester der Zeitschrift «Hotelier». Aus Sicht anspruchsvoller Gäste nimmt er Vier- und Fünfsterne-Häuser unter die Lupe. Werden sie höchsten Ansprüchen gerecht? In der Dezember-Ausgabe des «Hotelier» war unser Grandhotel Giessbach an der Reihe.

«Verstaubtes Museum oder lebendiges Hotel?» Schon der Einführungstext des Hoteltesters macht neugierig. «In den achtziger Jahren durch eine landesweite Sammelaktion vor dem Abriss bewahrt, thront das Grandhotel Giessbach hoch über dem Brienersee. Ein Juwel aus der Belle Époque, dem Schweizer Volk gewidmet – und all jenen Gästen, die eine Reise in die Vergangenheit mit wildromantischen Naturerlebnissen verknüpfen wollen.» So leitet Tester und Autor Hans R. Amrein ein. «Nur: Was,

ausser der eindrucklichen Hardware, hat das „Historische Hotel des Jahres 2004“ sonst noch zu bieten? Gelingt es den über 100 Mitarbeitenden und Direktor Matthias Kögl, dem „Hotel-Museum“ auch Leben einzuhauchen?» Und wie! So viel sei freudig schon vorweggenommen. Der Publizist beschreibt die Geschichte vom Bau 1873/74 bis zur Gegenwart: «Glücklicherweise gelang es im November 1983 dem international bekannten Schweizer Umweltschützer Franz Weber, mit Hilfe seiner Vereini-

gung Helvetia Nostra und der von ihm gegründeten „Stiftung Giessbach dem Schweizervolk“, die Giessbach-Domäne samt ihren 22 Hektaren Grundeigentum käuflich zu erwerben und unter Denkmalschutz zu stellen.» In sieben Umbauetappen, jeweils während der Wintermonate, wurde das Hotel Stockwerk um Stockwerk von Grund auf renoviert. Es zählt heute zu den schönsten historischen Hotels der Schweiz.»

Kordeln statt Schilder

Der Checkin-Vorgang verlaufe reibungslos, schreibt der Tester, der natürlich unerkannt, als Gast in Begleitung aufkreuzt. «Man begleitet uns aufs Zimmer, das in diesem Falle eine Suite ist, direkt über dem Haupteingang gelegen mit einmaliger Sicht auf den berühmten Wasserfall und den Brienersee. Der erste Wow-Effekt ist garantiert. In der Tat einzigartig, diese Aussicht!» Die Giessbach-Suite ist

Bewertung: Von «Gut» bis «Hervorragend»

Mit «Gut» hat der Hotel-Tester im Giessbach den Check-In, das Bad und das Restaurant bewertet.

«Sehr gut» kommen Reservierung, Zimmer, Frühstück und Check-Out weg.

Als «Hervorragend» bezeichnet der Tester die Mitteilungen, Lobby und Bar sowie Mitarbeiter und Freundlichkeit.

Dies ergibt einen erfreulichen Gesamteindruck von «Sehr gut»

mit 600 Franken pro Nacht nicht nur die teuerste, sondern auch die grösste, die das Belle Epoque-Haus zu bieten hat. «Selbst bei Regen lockt die riesige Terrasse nach draussen, besticht neben der Aussicht mit hochwertigem Gartenmobiliar und der Aufmerksamkeit des Housekeepings, das nicht vergessen hat, auf dem runden Tisch einen Aschenbecher zu deponieren. Den Sonnenschirm brauchen wir definitiv nicht aufzuspannen, denn es regnet in Strömen. So zieht es uns in die blau-weiss gestreifte Sofaecke mit den geblühten Kissen.» Die Zimmereinrichtung besteht aus original restaurierten Möbeln aus der Jahrhundertwende, wirkt passend und sehr gepflegt. «Besonderen Gefallen finden wir am Jugendstil-Sekretär mit seiner Bücherauswahl, die von Jeremias Gottlieb, Victor Hugo bis in die englische Literatur hinein reicht. Und ja, auch die Minibar ist nach unserem Geschmack bestückt, besteht sie doch aus zwei Flaschen Giessbach-Wasser sowie drei angebrochenen Flaschen „Schnaps“ (Grappa di Brunello, Calvados, Berner Rosenapfelbrand) und drei Gläsern. Für den nächtlichen Schlummertrunk. Das hat Stil! Dazu passt, dass hier nicht mit „Bitte nicht stören“-Schildern gearbeitet wird, sondern mit edlen Kordeln in den Farben Rot und Grün.

Hunde willkommen

In der Bar gibt es ein Wiedersehen mit dem Grand Hotel Mont Cervin, Zermatt – besser gesagt mit einem jungen Kellner, der im Winter dort arbeitet und den Sommer am Brienzersee verbringt. «Während wir in die antiken Polstermöbel sinken und unsere sieben Sachen auf den Salontischchen platzieren, wird auch schon der Wassernapf

für den Hund gereicht. Hunde sind im Giessbach als Gäste willkommen – und nicht bloss geduldet! Wir bestellen zwei Campari Orange mit frischem Saft. So, wie der talentierte, äusserst sympathische und aufmerksame Kellner uns diese auch am zweiten Abend unaufgefordert servieren wird. Nein, diesem jungen Herrn entgeht nichts! Als wir, zum Beispiel, nach dem Essen vors Haus treten, ist er sofort zur Stelle, organisiert ein Clubtischchen, einen Zigarrenaschenbecher und zwei Stühle, damit wir uns den Wasserfall bei Nacht in aller Ruhe angucken können. Und auch am Folgeabend steht das Tischchen für uns bereit, mit einem Schildchen versehen: „Réservé“. Wow! Das ist absolut top! Da geht es nicht um standardisierte Gesten und Serviceabläufe, sondern darum, zu ergründen, was dem Gast am Herzen liegt – und auf diese Wünsche möglichst einzugehen.»

Lob und Kritik

Natürlich bringt der Tester auch – berechnete – Kritik an, mit der Chance, daraus zu lernen und Konsequenzen zu zie-

hen. Beispielsweise, dass die Ausfahrt von der Axalpstrasse Richtung Hotel ungenügend markiert ist, weil das Hotelschild mit dem Hinweisfeil um zwei Meter zu weit hinten steht. Auch ist die Zufahrt zum Hotel und der Gang zur Rezeption nach wie vor nicht optimal gelöst. Weitere Kritikpunkte nebst vielen Komplimenten (Lob fürs Frühstück-Buffet) betreffen kulinarische Aspekte, den Weinausschank, sowie die Sommelierkenntnisse. Dies unter Einschränkung der Tatsache, dass das mit 15 Gault-Millau-Punkten bewertete Gourmetlokal „Le Tapis Rouge“ auf das Ende der Saison 2012 hin geschlossen worden ist: «Was wohl nach dem Tapis Rouge in diesen Räumen entstehen wird? Wir könnten uns gut ein elegantes, höher positioniertes Restaurant vorstellen, wo – in Anlehnung an vergangene Zeiten – noch primär am Tisch flambiert und tranchiert wird.»

Erfreuliches Fazit

So ist das Fazit des Hotel-Testers denn insgesamt auch ein hoch erfreuliches: «Franz Weber sei Dank! Nicht vorstellbar, wenn im Giessbach ein moder-

nes Jumbo-Chalet stünde und nicht mehr dieses altherwürdige Grandhotel aus der Belle Epoque. Spenden aus der ganzen Schweiz haben dies möglich gemacht. (...) Kein Zweifel, die Hardware (sprich Gebäude, Zimmer, Räume, Umgebung) stimmt. Und nicht nur die Hardware! Matthias Kögl, dem Hotelier und Gastgeber, ist es gelungen, überdurchschnittlich motivierte und talentierte Mitarbeitende ins «Traumhotel» über dem Brienzersee zu holen, Leute wie Martin Unternährer (Chef de Réception), ein wirklich hervorragender Gastgeber und Frontmann. Was ihn besonders auszeichnet? Er denkt mit und voraus und fühlt sich in den Gast hinein. Er tut dies diskret, mit natürlichem Charme und mit der nötigen Professionalität. Solche Menschen prägen das wunderbare Haus. Sie sorgen dafür, dass Giessbach lebt.» Abdruck von Text und Zitaten mit freundlicher Genehmigung des Hotel-Testers Hans R. Amrein von der Zeitschrift «Hotelier». In voller Länge ist der Beitrag im «Hotelier», Ausgabe 12, 2012 und online unter www.hotelier.ch, Rubrik Hotel-Test nachzulesen. ■



Von der stilvollen Eingangshalle schweift der Blick ungehindert über See und Berge.

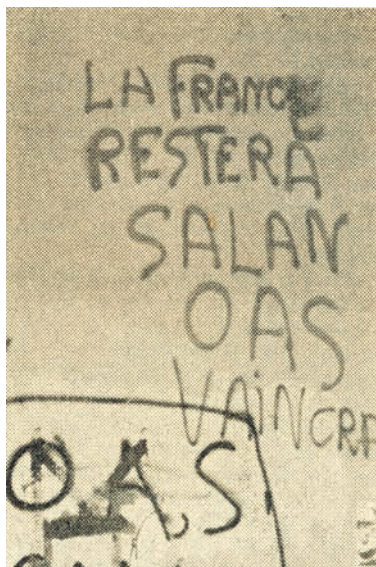
Vor 50 Jahren in Paris



**Rückblende auf Franz Webers
Pariser Reporterjahre (1949-1974)**

Im Zeichen der OAS: Eine Nacht mit der Pariser Polizei

■ Franz Weber



Inschriften, die den Sieg Salans und der OAS verkünden, tauchen nicht nur in Algerien sondern auch in Paris auf. Freilich, der siegesgewisse Slogan „Salan vaincra“ wirkt nicht mehr sehr überzeugend, denn der OAS-Chef sitzt bereits hinter Schloss und Riegel.

Paris 1962. Es ist 22 Uhr; ich sitze im Polizeiwagen des Kommissärs Boidé. Boidé ist ein erprobter Mann, der Paris wie seine Tasche kennt. Mit 100 km Geschwindigkeit jagen wir durch die hell erleuchtete Weltstadt. Unser Fahrzeug ist durch Ultrakurzwellen mit allen Polizeistellen, allen Polizeipatrouillen und allen Überfallwagen direkt verbunden. Wir fegen

der Seine entlang. Kommissär Boidé nimmt mit der Wachtgruppe des Eiffelturms Radioverbindung auf. Der Chauffeur, ebenfalls ein hoher Polizeibeamter, in Zivil wie der Kommissär, reduziert das Tempo und lenkt den geräumigen Peugeot gegen den Champs de Mars, diese riesige Anlage, in deren Mitte der Eiffelturm majestätisch zum Himmel strebt. Langsam fahren wir näher. Elemente der Gendarmerie mobile, die Maschinenpistolen misstrauisch auf unser Auto gerichtet, laufen uns entgegen. Unser Chauffeur gibt Morsesignale mit dem Scheinwerfer, die von einem vollbesetzten Überfallwagen sofort erwidert werden. Kommissär Boidé springt aus dem Auto, präsentiert seine Papiere. Taschenlampen blinken auf.

Bewacht wie eine militärische Festung: der Eiffelturm

Der Kommissär wird von oben bis unten beleuchtet und mit den Papieren verglichen. Schliesslich sieht er ja aus wie Sie und ich: Überzieher, Filzhut, Schal. Und nichts hätte, äusserlich betrachtet, auf einen Polizeiwagen deuten las-

sen; die Antenne gleicht einer gewöhnlichen Radioantenne. Der Kommissär weist auch mein Beglaubigungsschreiben vor; denn ohne spezielle Erlaubnis des Präfekten wäre mir die Kontaktnahme mit der Polizei für journalistische Zwecke niemals erlaubt worden. Ich sehe mich um. Über-

all zwischen den Bäumen, zwischen den Büschen, patrouillieren Gendarmen mit geladenen Maschinenpistolen. Der Eiffelturm wird wie eine militärische Festung bewacht, birgt er doch die nationalen Fernsehinstallationen. Und man weiss, dass Castille, der vor seiner Verhaftung (im



Die Geheimorganisation OAS

Die Geheimorganisation OAS (Organisation de l'Armée secrète) wurde am 11. Februar 1961 von hohen Militärs und Algerienfranzosen gegründet, die de Gaulles Politik der Selbstbestimmung Algeriens als Verrat empfanden. Ab Mai 1961 glitten diese überzeugten Partisanen einer Algérie française in den Terrorismus ab. In den Jahren 1961 und 1962 zitierte Paris unter ihrem Terror. Die OAS verübte in Algerien und in Frankreich Hunderte von Attentaten, die Tausende von Opfern forderten.



Molotow-Cocktail gegen die Permanenz der Kommunistischen Partei, rue Daguerre. Als wir eintreffen, hat die Feuerwehr den Brand bereits gelöscht.

„Pam-Pam“ bei der Oper) das Plastik-Team der Metropole führte, eine Stunde vor einer der letzten Fernsehansprachen de Gaulles die Installationen in die Luft sprengen und sie durch eine riesige OAS-Fahne ersetzen sollte...

Herr über Paris

Wir fahren weiter. Die Meldungen, die weiterhin laufend durchgehen, bleiben negativ. Es ist 23 Uhr, und seltsam still in Paris. Wir kommen vorbei am Palais Bourbon, auch Chambre des Députés oder Assemblée Nationale genannt. Dann steuern wir den Boulevard Raspail hinauf und stossen auf eine Strassensperre, errichtet von Elementen der Gendarmerie mobile und der CRS (Compagnie Républicaine de Sécurité). Die Pariser Polizei, die Gendarmerie mobile, welche eigentlich zur Armee gehört, und die aus der Provinz in die Hauptstadtgeführte CRS arbeiten tadellos

zusammen. Dank laufend veränderten Positionen und Sperren durchsieben sie oder, um den Fachausdruck zu verwenden, karieren sie Paris. Eine grössere Aktion der OAS wäre bei diesem raffinierten Sicherheitssystem nur schwer vorstellbar.

Boidé weist seine Papiere vor. Man prüft sie auch hier ganz genau. Dann stehen die Gendarmen vor dem Kommissär stramm. Boidé überwacht diese Nacht nämlich das gesamte Sicherheitssystem der Millionenstadt, er ist während sechs Stunden der eigentliche Herr von Paris.

„C'est l'air de Paris!“

Wir sehen zu, wie ein Wagen nach dem andern angehalten und untersucht wird. Fünfzig Meter weiter hinten stehen die CRS mit schussbereiten Maschinengewehren. Sie müssen Autos, welche die erste Sperre durchbrochen hätten, unter Feuer nehmen.

Doch alles wickelt sich friedlich ab. Die Pariser lassen die Kontrolle resigniert über sich ergehen, manchen ist sie sogar eine willkommene Abwechslung. Man kann zu Hause noch eine ganze Weile davon sprechen... Nach jeder Kontrolle dankt und grüsst der Gendarm freundlich. Ein Wiener Journalist, dessen Wagen ebenfalls genau durchsucht wird, strahlt vor Vergnügen. „C'est l'air de Paris!“ sagt er. Nun hat auch er etwas zu schreiben...

Minuten später meldet der Fahrer: „Rue Daguerre, im 14. Arrondissement, wurde soeben aus einer 4CV ein Molotow-Cocktail gegen den Sitz der Kommunistischen Partei geschleudert.“ Eine Ansage löst die andere ab: die 4CV sei entwischt, trotz den Patrouillen, die sofort nach der ersten Meldung das Quartier karierten, die Feuerwehr sei schon daran, den Brand zu löschen. Als wir nach rasender Fahrt in

der Rue Daguerre eintreffen, finden wir an der Überfallstelle nur noch ein paar Leute, darunter den Concierge in Pantoffeln und hemdärmelig; die Feuerwehr ist bereits wieder fort. Der Einsatz der Polizei und der Feuerwehr ist wirklich blitzartig! Feststellung: Der Molotow-Cocktail ist für Paris eine Neuheit. Wird er nach und nach den Plastik ersetzen?

Ein Gymnasiastenstreich

Wir fahren zur Bastille, von dort zur Etoile, die Champs-Élysées hinunter. Die Fassade des „Figaro“ zeugt immer noch von der heftigen Plastik-Explosion, die das mächtige Gebäude vor kurzem erschütterte. Wir umkreisen die Place de la Concorde, wenden uns der Avenue Gabriel und dem Elysée-Palast zu. Eine Polizeisperre löst hier die andere ab. Immer wieder werden wir angehalten. Kein Mensch, kein Minister, kann hier unkontrol-

liert vorüber. Hinter den hohen Mauern des Elysée-Parks soll fast jeder Quadratmeter mit einem Maschinengewehr besetzt sein. Hier schlägt das Herz der Fünften Republik!

Kaum haben wir wieder im Auto Platz genommen, als die Meldung durchgeht: „OAS-Fahne flattert im Boulevard St-Michel. OAS-Flugblätter werden verteilt.“ Wieder geht es in rasender Fahrt dem Seine-Quai entlang. „Es soll Feuer ausgebrochen sein“, wird weiter gemeldet. „Die Feuerwehr ist alarmiert.“ Als wir am Châtelet vorbeifahren, berichtet eine Patrouille an Ort und Stelle, der Zwischenfall sei behoben, die Fahne sei auf die Strasse geworfen und von Passanten mit dem Slogan: „OAS-Assassins!“ verbrannt worden. Wir fahren dennoch hin: Zwei Feuerwehrautos, drei Überfallwagen und fünfzig Polizisten sind bereits da. Flugblätter mit der Aufschrift: „OAS veille! OAS vaincra!“ besäen Strasse und Trottoir. Das Feuer, von dem die ersten Meldungen sprachen, war nur ein bengalisches... Der ganze Krawall wurde von Gymnasiasten organisiert.

Geheime Versammlungen

Mittlerweile ist es 1 Uhr geworden. Wir horchen auf: „Heftige Plastikexplosion, rue Terreau, im elften Arrondissement!“ Wir sausen zur Place de la République, ins elfte Arrondissement. Die Explosion hat den Sitz der anarchistischen Zeitung „Le monde libertaire“ zertrümmert, ebenso in einem Umkreis von 50 Metern sämtliche Fensterscheiben. Wir müssen uns vom Trottoir fernhalten, denn andauernd fliegen noch Scherben herab. Einige Stücke des eisernen Schaufenstergitters (der „Monde libertaire“ führt nämlich ebenfalls eine Buchhandlung) haben sich wie Gewehrgehösse durch die Karosserien

der parkierenden Autos ins gegenüberliegende Gebäude gebohrt... Bilanz: 2 Verletzte (Schnittwunden) und ca. für 200 000 Neue Francs Sachschaden. Man hat den Besitzer der anarchistischen Zeitung aus dem Bett gerissen. Ich frage ihn: „Warum dieser Anschlag?“ Er erwidert: „Ich weiss schon warum!“ Wie ich erfahre, wurde hier jeden Abend eine Versammlung abgehalten, die manchmal bis in die ersten Morgenstunden hinein dauerte; diesen Abend fand sie ausnahmsweise nicht statt. Ferner soll die Buchhandlung jede Nacht von einem Militanten behütet worden sein; ausnahmsweise war auch er nicht da. Zwei Zufälle, die mich stutzig machen. Obwohl ich nicht rundweg behaupten will, der Direktor des „Monde libertaire“ habe seinen Sitz auf persönliche Initiative in die Luft sprengen lassen, um von sich reden zu machen und um vom Staat die gebührende Entschädigung zu erhalten.

Die Polizei wacht

Inzwischen kommt die Meldung von einer neuen Explosion: rue Rampon. Wir fahren hin. Die gesamte Strasse schläft den Schlaf der Gerechten. Ein Witzbold hat die Telefonnummer 17 eingestellt. Kommissär Boidé orientiert sofort sämtliche Polizeipatrouillen.

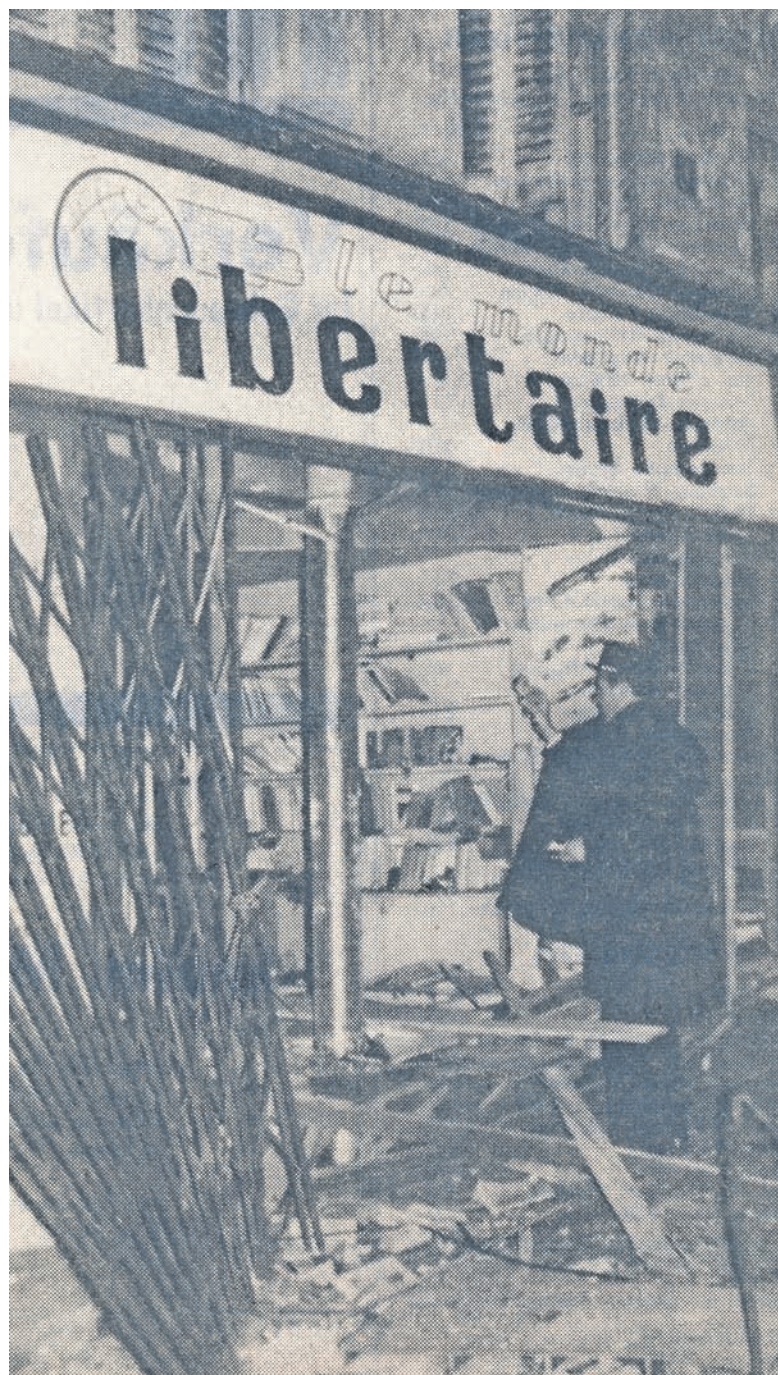
Es ist drei Uhr. Die Strassen liegen wie ausgestorben da. Hier und dort bleibt noch ein Bistrot, eine Brasserie erleuchtet. Die Säle sind aber leer. Die Pariser und die Bombenwerfer schlafen... Dennoch setzt die Polizei ihre Runden unermüdlich fort, unaufhörlich knattern die Motorräder der Gendarmerie mobile und der CRS. Immer wieder jagen Polizeiwagen an uns vorbei.

Es ist vier Uhr, als wir zur Prä-

fektur zurückkehren, wo wir um 22 Uhr die Runde begonnen haben. Die Türme der Notre-Dame stechen weissgemeisselt von der noch schwarzen Fassade ab. In ein paar Monaten wird auch sie das ihr gebührende, helle Antlitz zeigen. Paris fegt und scheuert und hält Wäsche.

Und die Polizei wacht. Sie wacht Tag und Nacht. In den

ersten zehn Minuten einer Überraschungsoperation der OAS könnte sie blitzartig 800 Mann einsetzen. Zwanzig Minuten später würde diese Einheit auf 8000 und nach einer Stunde auf 25 000 anschwellen! Kommt es noch zur Kraftprobe mit der OAS? Wie die Dinge heute stehen, ist wohl kaum mehr damit zu rechnen. ■ Franz Weber



Die Meldung geht durch: „Heftige Plastik-Explosion Rue Terreau“. Der Sitz der anarchistischen Zeitung „Le Monde Libertaire“ liegt in Trümmern. Sämtliche Fensterscheiben der umliegenden Miethäuser wurden in einem Umkreis von 50 Metern zersplittert. Die aufgeschreckten Bewohner werden eine kalte Nacht verbringen!



Grandhotel Giessbach

BRIENZ



Belle Epoque & Landromantik

Eine Reise in vergangenen Zeiten

Nicht nur das Giessbach ist Zeuge einer vergangen Epoche. Auch im Freilichtmuseum Ballenberg spüren und erleben Sie die Geschichte hautnah. Bei einem Rundgang durch den grossräumigen Park erfahren Sie, wie das Leben in der Schweiz einst von statten ging. Das Museum ist ein echtes Pendant zur historischen Hotelresidenz. Mit dem Package „Belle Epoque & Landromantik“ erhalten Sie einen Eintritt für dieses Erlebnis.

Darin enthaltene Leistungen

- 2 Übernachtungen
- reichhaltiges Frühstücksbuffet
- an beiden Abenden 3 Gang Abendmenü im Parkrestaurant Les Cascades
- Eintrittskarte ins Freilichtmuseum Ballenberg
- Hotelbus-Transfer zum Museum und zurück zu den offiziellen Zeiten
- pro Person eine Retourfahrt mit der Giessbach-Standseilbahn
- Service, Kurtaxen und MwSt.
- Gästekarte von Brienz (ermöglicht weitere vergünstigte Entdeckungen)

Preise

- im Doppelzimmer mit Aussicht CHF 760 für 2 Personen
- im Doppelzimmer ohne Aussicht CHF 560 für 2 Personen
- im Einzelzimmer mit Aussicht CHF 400 für 1 Person
- im Einzelzimmer ohne Aussicht CHF 340 für 1 Person

Angebot buchbar...

- für 2 Nächte, Anreise von Sonntag bis Mittwoch
- Gültig im April, Mai und Juni 2013
- nicht mit anderen Angeboten kumulierbar
- keine Rückerstattung bei nicht Einlösen der Eintrittskarten

GRANDHOTEL GIESSBACH****

CH-3855 Brienz Tel. +41 (0)33 952 25 25 Fax +41 (0)33 952 25 30
grandhotel@giessbach.ch www.giessbach.ch

swiss
historic
hotels